2,00 DM / Band 743
Schweiz Fr 2,00 / Österr. S 16

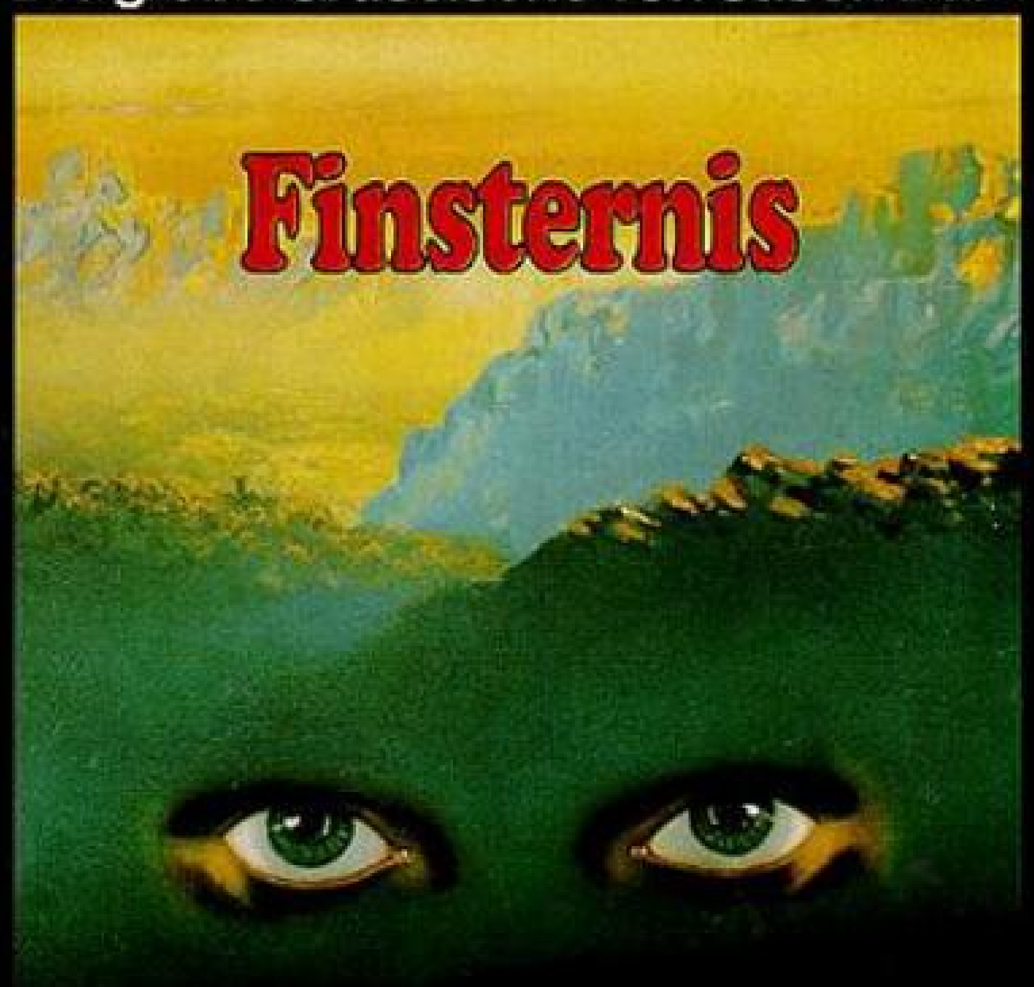
NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Frankreich F 9,00 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,60 / Spanien P 176



Finsternis

John Sinclair Nr. 743

Teil 2/3

von Jason Dark

erschienen am 29.09.1992

Titelbild von Frans de Jong

Sinclair Crew

Finsternis

Ich schaute dem Tod in die Augen!

Es war nicht der Tod in Gestalt eines Knochenschädels oder in der eines Killers, nein, vor mir stand ein Junge von etwa zwölf Jahren an der Hotelrezeption, eingehüllt in einen seidig schimmernden blauen Mantel, der mehr wie ein Vorhang wirkte und so gar nicht zu dem Bild passen wollte, was ich mit dem Begriff Tod bezeichnete.

Und trotzdem war er es!

Ich konnte es nicht beweisen, ich fühlte es nur. Es war das unheimliche und nicht erklärbare Band, das sich zwischen uns beiden aufgebaut hatte. Ein Band, das auch nicht sichtbar wurde, aber er und ich wußten von diesem Augenblick an, daß wir Feinde waren!

Das braunschwarze Haar fiel ihm in die Stirn. Sein Mund war ziemlich weich, er hätte auch zu einem Mädchen gepaßt, ebenso das Kinn. Ich konzentrierte mich auf die Augen, die ebenfalls keinen grausamen Schimmer zeigten, wenigstens nicht offen. Doch tief in den Pupillenschächten, was nur zu ahnen und nicht zu sehen war, da lauerten ein Feuer und eine Kraft, die mich schaudern ließen.

Ich sprach nicht. Es hätte keinen Sinn ergeben, mit ihm zu sprechen. Zudem hätte ich nicht die Antworten bekommen, die ich mir erhoffte. Ich versuchte, möglichst gleichgültig zu sein und stellte den Prospekt von Pontresina, den ich in der Hand gehalten hatte, wieder zurück in das Fach des Ständers.

Wir hatten uns vielleicht für vier, fünf Sekunden angeschaut. Das konnte eine sehr lange Zeit sein, und es war der Junge, der seinen Blick senkte und den Kopf zur Seite drehte. Damit wandte er sich der hochgewachsenen Frau zu, die noch mit den Mitarbeitern des Hotels sprach, die hinter der Rezeption standen.

Der Junge legte seine Hand in die der Frau, drückte kurz zu und flüsterte ihr etwas zu.

»Moment mal«, sagte sie. »Natürlich, Madam.«

Sie beugte sich zu ihrem Schützling hinab, war im wahrsten Sinne des Wortes ganz Ohr, lächelte kühl und richtete sich wieder auf.

Dann drehte sie sich um neunzig Grad und war in der Lage, auf mich zu schauen.

Ich ging nicht weg. Als mich der Blick dieser Person traf, grinste ich. Die Frau mußte sich verspottet fühlen, und ich merkte, daß sie für einen Moment zur Reglosigkeit erstarrte.

Sie überlegte, was sie tun sollte. Der Mund mit den breiten Lippen bewegte sich, nur sprach sie kein Wort.

»Geh doch hin!« hörte ich den Jungen flüstern.

Sein Wunsch war ihr Befehl, und sie setzte sich in Bewegung. Ihr Ziel war ich. Bei jedem Schritt schwang der sicherlich teure Pelzmantel mit seiner unteren Hälfte wie ein Pendel, und die Absätze ihrer Stiefel erzeugten auf dem Boden harte Laute, als sie den Bereich des Teppichs verlassen hatte.

Ich erwartete sie.

Einen Schritt vor mir blieb sie stehen. Ihr Gesicht war etwas grob geschnitten, dennoch konnte man sie als ansehnlich bezeichnen. Sie strich mit einer lockeren Bewegung die Haare aus dem Gesicht und fragte mit samtweicher Stimme, hinter der ich durchaus ein gefährliches Lauern vernahm:

»Kennen wir uns, mein Herr?«
»Nicht daß ich wüßte.«
»Sollten wir uns denn kennen?«
Sie holte aus der Manteltasche eine Schachtel und entnahm dieser eine Zigarette. Ich war höflich, von mir bekam sie das nötige Feuer für den Glimmstengel. Den ersten Rauch blies sie an mir vorbei.
»Mein junger Begleiter hat sich über Sie gewundert.«
»Warum?«
»Sie schauten ihn so seltsam an...« Dieser Satz war so ausgesprochen, als sollte ich ihn beenden, aber von mir bekam sie nur eine Frage gestellt.
»Hat er nicht auch so geschaut? Sie wissen ja, wie das ist. Da steht man im Hotel, dreht sich um, und genau in dem Augenblick dreht sich ein anderer Gast ebenfalls um. So kommt es halt zu einem Blickkontakt. Es hätte auch *uns* beide treffen können, was mir persönlich sogar angenehmer gewesen wäre, Madam.«
Sie saugte wieder an der Zigarette. Diesmal blies sie mir die Hälfte des Rauchs ins Gesicht, was eine feine Lady auch nicht tat. Ich reagierte nicht. »Diese falschen Komplimente können Sie sich sparen, mein Herr, wirklich.«
»Es war ehrlich gemeint.«
»Nein.« Sie räusperte sich. Bei den folgenden Worten hatte ihre Stimme einen anderen Klang bekommen. »Was wollen Sie von dem Jungen? Sagen Sie es mir!«
»Nichts.«
»Gehören Sie zu uns?«
Ich hob die Schultern und spreizte die Arme. »Ich gehöre niemanden, Madam, ehrlich.«
Sie war wütend geworden. Ich merkte es an ihrem Verhalten. Die dunklen Augen hatten einen eisigen Ausdruck bekommen. Sie machte wieder einen Zug. Wieder bekam ich den Rauch ins Gesicht und sah sie nur verschwommen. Durch die sich allmählich zerfasernde Rauchwolke sprach sie mich an. »Hüten Sie sich, mein Herr. Nehmen Sie sich in acht. Kommen Sie dem Jungen nie zu nahe, verstanden?«
»Natürlich. - Ihnen auch nicht?«
Mein Spott hatte sie getroffen. Sie zischte einen Fluch, dann drehte sie sich auf der Stelle herum.
Mit harten Schritten lief sie auf die Rezeption zu und erkundigte sich mit ebenfalls harter Stimme, ob die Suite mittlerweile gerichtet sei.
»Es ist alles so, wie Sie es sich vorgestellt haben, Madam.«
»Danke.« Sie faßte den Jungen wieder an, drehte sich herum und zog ihn mit.
Beide gingen mit schnellen Schritten auf die zweite Glastür zu, die in die große Halle führte. Dann schlugen sie den Weg zum Fahrstuhl ein.

Bevor der Junge aus meinem Blickfeld verschwand, drehte er sich noch einmal um.

Er schaute mich an.

Sehr kurz nur - und wiederum überkam mich das Gefühl, dem personifizierten Tod ins Gesicht zu schauen.

Ich atmete aus, entspannte mich und wußte genau, daß ich in dieser kleinen Vorhalle des Grand Hotels Krone eine sehr entscheidende Begegnung gehabt hatte.

Die Frau und der Junge waren erst vor wenigen Minuten eingetroffen und ausgesprochen höflich, wenn nicht schon unterwürfig behandelt worden. Sie mußten etwas Besonderes sein, in welchem Sinne auch immer. Das würde ich herausfinden, und ich ging schon jetzt davon aus, daß es mit den seltsamen Vorfällen in einem unmittelbaren Zusammenhang stand, die mich so mißtrauisch gemacht hatten. Bei einem mysteriösen Anruf hatte man mir sogar versprochen, das blutende Herz aus der Brust zu reißen. Wirklich reizende Aussichten. Und das im Urlaub!

Hinter der Rezeption blieb nur die junge Frau mit dem blonden Kurzhaarschnitt zurück. Die beiden Männer waren in einem rückwärtigen Raum verschwunden.

Ich ging auf die Theke zu.

Die Frau lächelte mich an. »Was kann ich für Sie tun, mein Herr?«

»Erstens hätte ich gern meinen Zimmerschlüssel.«

Den bekam ich.

»Zum zweiten bin ich mit Franca Simonis verabredet. Ich möchte sie gern anrufen. Unter welchem Anschluß kann ich sie erreichen?« Mit dieser Formulierung hatte ich das direkte Fragen nach der Zimmernummer raffiniert umgangen.

»Einen Moment bitte.« Die Angestellte schaute nach und sagte mir die Nummer. »Vierhundertzwölf.«

»Danke sehr. Ich telefoniere von der Halle aus.«

»Natürlich.«

Ob sie mir glaubte, wußte ich nicht. Es berührte mich auch nicht. Für mich war wichtig, mit Franca Simonis Kontakt aufzunehmen, denn sie schien nicht nur auf meiner Seite zu stehen, sie wußte sicherlich auch einiges, das diesen Fall erhellte.

Den Lift nahm ich nicht. Statt dessen stieg ich die Stufen in einem breiten prachtvollen Treppenhaus hoch.

Mein Ziel war die vierte Etage…

***

Weil Franca Simonis sich noch immer mit dem für sie sehr aufschlußreichen Telefongespräch beschäftigte, achtete sie nicht auf ihre Zimmertür, die von außen her lautlos aufgedrückt worden war.

Das letzte Gespräch mit der Zentrale hatte ihr die Augen geöffnet und ihr klargemacht, daß die Gefahr in unmittelbarer Nähe schwebte.

Aber wo?

An die Tür dachte sie nicht, sie schaute aus dem Fenster gegen die mächtige Kulisse der Berge, ohne diese jedoch richtig zu sehen. Jedenfalls blickte sie irgendwie an ihr vorbei, und in Francas Kopf drehten sich die Gedanken.

Eine Hand im schwarzen Lederhandschuh hatte sich um den Türrahmen geklammert. Das Leder zeigte einen matten Glanz, als wäre es angestrichen worden.

Es war kein Luxuszimmer, in dem Franca wohnte, dennoch war es teuer. Hier ließ man sich eben die Kulisse und den Schnee mitbezahlen.

Es gehörte dazu: ein schmaler Flur, der begehbare Kleiderschrank, die Toilette, das Bad und der Hauptraum mit dem breiten Bett, in dem zur Not auch zwei Personen Platz hatten. Ein Schreibtisch fehlte. Dafür stand schräg vor dem Bett ein Sessel vor einem runden Tisch.

Eine Gestalt betrat den Raum.

Sie trug Schuhe mit weichen Sohlen. Hinzu kam der Teppich, der jedes Schrittgeräusch dämpfte, so konnte der Eindringling das Hotelzimmer lautlos betreten.

Er schloß die Tür.

Auch dabei verursachte er für Franca kein hörbares Geräusch. Um seine Lippen glitt ein Lächeln, als er sah, daß die Frau am Fenster stand, ihm den Rücken zudrehte und völlig ahnungslos war.

So hatte er es sich erträumt.

Der Mann ging weiter. Mit wenigen Schritten hatte er den kleinen Flur hinter sich gelassen. Da dieser nicht durch eine Tür vom Zimmer getrennt war, brachte ihn der nächste Schritt bis dicht an das Bett.

Da fuhr Franca Simonis herum!

Sie hatte sich so gut in der Gewalt, daß sie nicht einmal einen Schrei ausstieß. Zudem war ihr etwas aufgefallen. In der Fensterscheibe hatte sie die Bewegung hinter sich erkennen können und nicht genau gewußt, was da passierte.

Jetzt wußte sie es.

Vor ihr stand ein Mann.

Er war irgendwie alterslos. Zuerst dachte sie, daß er mit einem schwarzen Jogginganzug bekleidet war, dann sah sie aber, daß es ein grauer Pullover war, über den er eine graue Jacke gezogen hatte.

Die Hose war ebenfalls grau, und vielleicht deshalb wirkte sein Gesicht so ungesund blaß und hatte zudem noch einen bläulichen Schimmer.

Sie konzentrierte sich auf die Augen. Das hatte sich Franca zur Angewohnheit gemacht. In den Augen der Menschen las sie viel. Sie

las daraus, was er empfand.

Hier war es Haß!

Franca mußte auf der Hut sein. Sie gehörte nicht zu den Frauen, die schnell hysterisch wurden, sonst hätte man ihr diesen Job nicht anvertraut, der ja inmitten des Zentrums lag, doch von diesem Menschen hatte sie keine Gnade zu erwarten. Sie dachte auch daran, daß in diesem großen Hotel niemand sein würde, der ihr zur Seite stand.

Sie war allein.

Allein mit ihm.

Und sie atmete tief durch. Auch er sollte sehen, daß sie sich nicht so fürchtete, wie er es sich möglicherweise vorgestellt hatte. Mit einem harten Blick schaute sie ihn an und sagte, wobei sie noch immer sehr höflich blieb: »Verschwinden Sie aus meinem Zimmer! Ich habe Sie nicht eingeladen. Gehen Sie weg!«

Der Mann schüttelte nur den Kopf!

Es war eine völlig normale Geste. Wie er das allerdings getan hatte, ließ bei Franca eine leichte Gänsehaut aufkommen. Dieser Mensch war zu allem entschlossen, und sie wiederum dachte an ihre Waffe, die leider außer Reichweite lag.

»Was wollen Sie?«

Er hob die Augenbrauen, schaute nichtssagend und sagte: »Ich will Sie, Signora.«

»Wie schön. Und warum?«

»Sie dürfen nicht mehr länger hierbleiben. Sie sind uns nicht willkommen.«

»Gehören Sie zum Hotel?«

»Nein.«

»Zu wem dann?«

»Ich bin auserwählt worden, um ihn zu schützen, verstehen Sie mich? Ich und viele andere. Wir haben uns hier zusammengefunden und möchten nicht gestört werden.«

»Ich störe Sie doch nicht«, erwiderte Franca lächelnd. »Benehme ich mich schlecht? Schreie ich hier herum? Mache ich andere Menschen auf mich aufmerksam? Zertrümmere ich Geschirr? Drehe ich durch? Schmeiße ich Porzellan gegen die Wände?«

»Nein.«

»Dann weiß ich nicht, was Sie von mir wollen.«

»Ich denke, Sie wollen mich nicht verstehen.« Er blieb sehr sanft, auch im Klang seiner Stimme, doch die Augen redeten eine gegenteilige Sprache.

»Klären Sie mich auf!«

Er runzelte wieder die Stirn. »Ich brauche Ihnen nichts zu sagen, das wissen Sie selbst.«

»Nein!«
»Sie stören!«
»Ah. Jetzt werden Sie etwas konkreter. Aber wen störe ich denn? Die anderen Gäste?«
»Nein, uns!«
»Und wer sind Sie?«
»Das wissen Sie genau. Wir mögen es nicht, wenn man uns unter Kontrolle halten will. Einer von Ihnen hat sich zu weit aus dem Zugfenster gelehnt, sein Pech.«
Franca biß auf ihre Unterlippe. Jetzt hatte sie Mühe, sich zu beherrschen. Dieser Hundesohn wußte also über den Tod ihres Kollegen Bescheid. Am liebsten wäre sie ihm an die Kehle gesprungen, um die Wahrheit aus ihm herauszuprügeln, aber das traute sie sich nicht. Es wäre zudem unklug gewesen und ein Eingeständnis ihrer Schuld.
»Was kann ich dafür, wenn sich jemand zu weit aus dem Fenster lehnt?« fragte sie.
»Reden Sie nicht dumm! Er gehörte zum selben Verein wie Sie!«
»Gut, daß Sie das sagen. Dann klären Sie mich bitte darüber auf, was das für ein Verein sein soll!«
»Er hat seinen Sitz in Italien.«
»Dort gibt es viele Vereine und Vereinigungen.«
»Auch in Turin?«
»Auch dort.«
»Auch die Verbindungen zum Vatikan? Oder soll ich sagen, daß Sie der Geheimtruppe des Vatikans angehören? Daß Sie als konservative Person dazu ausersehen sind, gewisse Strömungen zu beobachten, die Ihnen nicht passen?«
Franca blieb gelassen, obwohl ihr innerlicher Wecker auf Alarm stand. »Und dafür soll es einen Verein geben? Ich bitte Sie, Signor, das ist doch Unsinn.«
»Wir wissen es besser.«
»Wie heißt denn der Verein?«
»Es spielt keine Rolle. Ich rede von der Organisation, und die hat Sie nach Pontresina geschickt, um uns zu stören. Sie haben davon erfahren. Ich kenne die undichte Stelle nicht, aber wie ich weiß, haben Sie überall Ihre Spitzel.«
»Sie sind ein sehr guter Geschichtenerzähler, Signor. Könnte es nicht sein, daß ich hergekommen bin, um Urlaub zu machen? Wäre doch möglich. Die meisten Gäste sind hier, um sich zu entspannen, um sich sportlich zu betätigen. Das ist…«
»Reden Sie keinen Stuß!«
»Moment mal, ich habe…«
»Sie haben gar nichts. Sie haben versucht, uns zu stören, und das ist

Ihr Fehler gewesen. Sie werden uns aber nicht mehr stören, weil wir so etwas nicht zulassen. Damit müssen Sie sich einfach abfinden.«

Franca hatte die Drohung verstanden. Sie wußte auch, daß dieser Mann nicht bluffte, aber sie lachte ihn trotzdem aus und fragte: »Haben Sie eigentlich Beweise?«

»Gegen Sie?«

»Si.«

»Genug.«

»Die hätte ich gern gehört.«

»Denken Sie an Ihr Telefongespräch, das Sie mit der Zentrale geführt haben. Es ist ein Fehler gewesen, vom Zimmer aus anzurufen! Aber niemand ist perfekt. Ich kann Ihnen sogar gratulieren, daß Sie es so weit geschafft haben. Aber irgendwo ist Schluß, auch für Sie. Jeder muß einmal erkennen, daß andere stärker sind. Und wir werden es nicht zulassen, daß unser uraltes Geheimnis enthüllt wird. Bisher hat die Welt so gut wie nichts davon gewußt, aber wir sehen Anzeichen dafür, daß sich dies ändern könnte, und das wollen wir auf keinen Fall. Noch arbeiten wir im Untergrund, das soll auch vorerst so bleiben. Wir allein bestimmen, wann wir ans Licht der Öffentlichkeit gehen, und daran kann uns auch der Geheimdienst des Vatikans nicht hindern. Das sage ich Ihnen nur, damit wir uns verstanden haben. Ich bewundere Ihren Mut, denn Sie haben sich in die Höhle des Löwen gewagt. Aber Sie haben auch damit rechnen müssen, daß dieser Löwe angreift und Sie frißt.«

Franca schüttelte lächelnd den Kopf, obwohl es in ihrem Innern ganz anders aussah. »Ich habe als Erwachsene noch nie so viele Märchen auf einmal gehört. Im Erzählen irgendwelcher Geschichten scheinen Sie wohl ein wahrer Meister zu sein. Ich frage mich nur, weshalb Sie zu mir gekommen sind und was Sie tun werden.«

»Zunächst einmal wollte ich Ihnen beweisen, daß wir Sie erkannt haben.«

»Und dann?«

Er gestattete sich ein Lächeln. Es war nicht mehr als ein kurzes Zucken seiner Lippen. »Dann geht es weiter. Ich bin zu der Überzeugung gelangt, daß Sie eine Gefahr für uns darstellen. Sie haben schon zuviel gesagt, und wir haben uns entschlossen, daß Sie in der Zukunft nichts mehr sagen können.«

»Ich habe verstanden.«

»Das ist gut.«

»Sie wollen mich mundtot machen.«

»Ja, aber auf das Wort ›mund‹ können Sie ruhig verzichten.«

»Totmachen?«

Er nickte.

»Hier?«

Er nickte wieder.

Franca hatte Mühe, gelassen zu bleiben. Reiß dich zusammen, befahl sie sich. Du bist auch nicht von gestern. Du hast es gelernt, dich zu wehren, du wirst versuchen müssen, mit ihm fertig zu werden. Vielleicht gelingt es dir auch.

»Was ist, wenn ich schreie?«

Der Mann hob lässig die Schultern. »Das bleibt Ihnen überlassen. Es könnte durchaus sein, daß sich niemand um Ihr Schreien kümmern wird. Außerdem wird es nicht lange andauern, das kann ich Ihnen versprechen. Tut mir leid, daß ich Ihnen die letzte Hoffnung rauben muß, aber Sie haben es nicht anders gewollt.«

»Da wäre noch etwas.«

»Bitte. Nur machen Sie schnell. Soviel Zeit habe ich nicht. Es geht bald um andere Aufgaben.«

»Können Sie sich vorstellen, daß ich in meiner Eigenschaft als Geheimdienstfrau, wenn ich das mal so sagen darf, zwar hier bin, aber nicht allein kam, nicht ohne männlichen Schutz gewissermaßen?«

Als sie den Satz beendet hatte, war der Mann für einen Moment verunsichert. Er klimperte mit den Augenlidern, dann hatte er sich wieder gefangen und sprach von einem Bluff der zum Tode verurteilten Person. »Nichts weiter ist es.«

»Habe ich das nötig?«

»Jeder hat es nötig.«

»Das glaube ich nicht. Sie wissen zwar viel, aber nicht alles. Halten Sie uns bitte nicht für so dumm.«

»Gut, akzeptiert.« Er nickte, stellte sich auf die Zehenspitzen und holte tief Luft. »Ich habe es akzeptiert. Ich bin auch voll und ganz einverstanden.«

»Das freut mich.«

Er amüsierte sich und zeigte es durch ein kleines Lachen an. »Ich weiß nicht, ob es ein Grund zur Freude für Sie sein wird. An meinem Plan ändert das nichts. Wir haben beschlossen, Sie auszuschalten, und dabei wird es bleiben. Wenn Sie allerdings so davon überzeugt sind, daß Sie hier im Hotel einen Helfer haben, möchte ich Sie in Ihrem eigenen Interesse darum bitten, mir den Namen zu nennen.«

»Ich Ihnen?«

»Ja.«

Franca mußte lachen, was dem Mann nicht gefiel, denn seine Gesichtszüge verkanteten. »Wie käme ich dazu, Ihnen den Namen zu verraten, Signore? Nein, da irren Sie sich.«

»Es wäre in Ihrem eigenen Interesse.«

»Sie wollen mich doch ausschalten. Wie sollte es dann in meinem eigenen Interesse sein?«

Diesmal erfolgte die Antwort nicht so prompt. Er ließ sich durchaus

Zeit, schaute sich die Frau genau an, und ihr wurde kalt unter seinem Blick. »Wissen Sie, es kommt darauf an, wie man stirbt. Man kann leicht sterben, so daß man es nicht mitbekommt. Man kann aber auch lange und langsam sterben. Es liegt einzig und allein an Ihnen, wie Sie ums Leben kommen. Wenn Sie mir den Namen der betreffenden Person sagen, wäre ich bereit, Sie schnell und schmerzlos zu töten. Sollten Sie sich anders entscheiden, wird es ein langer Tod für Sie, das verspreche ich Ihnen. Sie wären nicht die erste Person, die auf diese Art und Weise ums Leben gekommen wäre.«

Franca merkte das Eis auf ihrem Rücken. Es war eine unnatürliche Kälte, und sie kam von innen.

Der Mann hatte nicht nur gedroht, er war ein Sadist, ein mörderischer Killer, er würde seinen Vorsatz in die Tat umsetzen, und Franca dachte an ihre Waffe, die leider viel zu weit von ihr entfernt lag.

»Haben Sie es sich überlegt?«

»Si.«

»Dann bitte.«

Sie riß sich zusammen und flüsterte: »Ich habe mich für keine der beiden Möglichkeiten entschieden, verstanden? Ich will, daß Sie aus meinem Zimmer verschwinden und…«

Der Mann reagierte. Blitzschnell sprang er auf das Bett, das die beiden praktisch trennte.

Franca packte den Stuhl.

Der Mann sprang.

Sie schleuderte den Stuhl gegen ihn. Damit hatte er nicht gerechnet. Noch auf dem Bett stehend wurde er erwischt. Das Möbelstück fegte ihn zur Seite, er kippte zurück, fiel zu Boden, und Franca nutzte die Gunst der Sekunden, um an ihm vorbeizurennen.

Dann beging sie einen Fehler.

Sie hätte zur Tür laufen sollen, um durch sie zu verschwinden. Das tat sie nicht. Statt dessen dachte sie an ihre Waffe und auch an die damit verbundene Chance, mehr über die geheimnisvolle Organisation herauszufinden.

Sie mußte an den Schrank, sie mußte an ihre Handtasche, in der die Pistole steckte.

Der andere war schneller.

Sie hatte ihn wieder nicht gehört, aber sie bekam plötzlich den Treffer mit.

Etwas knallte gegen ihren Hinterkopf.

Daß es die Nachttischleuchte war, sah Franca, als sie den Kopf zur Seite drehte, denn da fiel die Lampe zu Boden. Der Teppich verwandelte sich in eine Eisfläche. Mit dem rechten Schuh rutschte sie weg, und ein nächster Schlag erwischte ihren Nacken.

Der Schwindel verwandelte sich in einen Taumel, der sie mitten hineinführte in die Schwärze der Bewußtlosigkeit.

Daß sie durch kräftige Hände aufgefangen wurde, bekam sie nicht mehr mit.

Und sie hörte auch nicht das teuflische Lachen des Mannes…

***

Irgendwann kam Franca Simonis wieder zu sich und wußte im ersten Moment nicht, wo sie sich befand. Sie stellte nur fest, daß sie weder lag noch stand, sondern sich in einer schrägen Position befand, halb liegend und halb sitzend. An ihrem rechten Handgelenk spürte sie den Druck, der zuvor nicht vorhanden gewesen war, und sie konnte ihn sich nicht erklären. Zudem behinderten die Schmerzen in ihrem Kopf den Denkprozeß. Wichtig allein war, daß sie noch lebte.

Wie lange?

Und was war geschehen?

Sie riß sich zusammen. Man hatte ihr in der Ausbildung eingeprägt, so wenig Schwäche wie möglich zu zeigen. Stärke war wichtig. Oft genug ließen sich andere durch die Stärke eines Menschen mehr einschüchtern als durch eine Waffe.

Aber das war Theorie gewesen, in der Praxis, so wie jetzt, sah es schon anders aus.

Franca fühlte sich so verflucht hilflos, und sie wußte noch immer nicht, wohin sie geschleppt worden war. Erst allmählich lösten sich die grauen Schatten vor ihren Augen auf. Damit nahmen allerdings die Kopfschmerzen zu. Unter ihrem dichten Haar befand sich eine kleine Wunde. Dort hatte sie das Wurfgeschoß getroffen. Der folgende Schlag war auf ihren Nacken gezielt gewesen, denn auch dort strahlten die Schmerzen ab.

Eine Minute später schaute Franca in die Runde. Die Einrichtung kam ihr bekannt vor. Sie registrierte, daß sie sich im Bad befand. In dem Bad, das zu ihrem Hotelzimmer gehörte. Nur war das nicht alles, denn sie stand oder saß nicht einfach auf dem Boden, der Fremde hatte sich die Badewanne für sie ausgesucht, sie dort hingesetzt und mit einer Handschelle am Haltegriff gefesselt. Da mußte sie schon die Kraft eines Herkules haben, um ihn aus der Wand reißen zu können, aber sie war nur ein normaler Mensch und keine mythische Gestalt.

Angst durchfuhr sie. Hinter ihrem Rücken spürte sie das flache Ende der Wanne. Der rechte Arm war in dieser Haltung ausgestreckt, und das Metall der Handschelle schimmerte ebenso wie der verchromte Lauf des Handgriffs.

Was sollte das werden?

Sie wußte es nicht, doch ihr war klar, daß sie endgültig durch die eigene Dummheit verloren hatte.

Der Mann war noch da.

Sie sah ihn nicht, doch sie hörte ihn. Die Tür zum Bad hatte er geschlossen. Er bewegte sich in den anderen Räumen. Was er dort tat, war ihr unbekannt. Franca konnte sich einzig und allein anhand der Geräusche orientieren. Diese deuteten darauf hin, daß er dabei war, ihre persönlichen Sachen zu durchsuchen.

Sollte er, das war ihr egal. Er wußte ja Bescheid. Außer der Pistole würde er nichts finden. Keinen Ausweis, keinen Hinweis auf die Organisation, zu der sie gehörte, die es offiziell auch nicht gab, die aber trotzdem im Untergrund sehr aktiv war, denn auch im Vatikan wollte man wissen, was in der Welt geschah und welche Kräfte dabei waren, sich gegen ihn zu stellen.

Dabei ging es nicht um die Aktivitäten anderer Geheimdienste, sondern um die Strömungen, die dem Reich der Finsternis zugeordnet werden mußten, und davon gab es leider sehr viele.

Auch der Mann gehörte dazu.

Er und zahlreiche andere Personen. Männer und Frauen. Und ihnen allen ging es um ein Kind.

Zwölf Jahre alt, versteckt aufgewachsen und erzogen, auf seine Aufgabe vorbereitet, denn die Finsternis sollte über die Menschen kommen, damit er herrschen konnte.

Viel mehr wußte Franca auch nicht. Es waren nur Fragmente, die ans Tageslicht gedrungen waren, aber sie hatten die Hinweise gesammelt und sie in den Zentralcomputer eingegeben, der dann eben diese Gefahr formuliert hatte.

Anschließend waren die Agenten des Vatikans aktiv geworden. Ihren Sitz hatten sie in Turin. Von dort aus operierten sie, und eine Spur hatte in die Schweiz geführt. Sie war eine von vielen gewesen, doch eine sehr wichtige, denn sie hatte sich immer mehr verdichtet und schließlich mußten sie davon ausgehen, daß die uralte Dämonenmacht genau an diesem Ort ihre Wiedererweckung feiern würde. Es war eine Macht, die kaum zu beschreiben war, geboren in der absoluten Tiefe der urweltlichen Finsternis. Schon immer dagewesen und von den Menschen nicht zu erkennen.

Die Mitglieder waren brutal, grausam. Sie gingen über Leichen, um ihre Ziele zu erreichen. Sie hatten den Glauben vieler Menschen pervertiert, sie sahen die Welt nicht so, wie sie in der Genesis beschrieben wurde, sondern sie kehrten alles um. Sie liebten nicht das Licht, sondern die Dunkelheit, sie beteten den Haß an, nicht die Liebe, und sie verstanden es, sich sorgfältig zu tarnen. Wie auch dieser für Franca namenlose Mann, der sie überwältigt hatte.

Ihre Gedanken wurden unterbrochen, weil sie Geräusche nahe der Tür hörte. Franca Simonis richtete sich darauf ein, daß der Fremde bald bei ihr erscheinen würde, und sie hatte sich nicht getäuscht.

Als sich die Türklinke bewegte, dauerte es nicht einmal zwei Sekunden, bis er den Raum betreten hatte.

Er war nicht sichtbar bewaffnet, stand da und schaute auf die in der Badewanne hockende Frau.

Franca hatte den Kopf gedreht, weil sie in die Augen des Mannes blicken wollte.

Nein, er brauchte keine Pistole oder kein Messer. Aus diesem Blick sprach eine derartige Grausamkeit, daß allein seine Anwesenheit dazu beitrug, Waffe genug zu sein.

Franca erschauderte…

Der Mann zog die Tür wieder zu, als er einen kleinen Schritt nach vorn ging. Sie fiel aber nicht ins Schloß, blieb spaltbreit offen, was ihn nicht störte.

Er lächelte.

Franca biß die Lippen zusammen…

Dann nickte er. »Wie ich erleben konnte, haben Sie sich für die zweite Möglichkeit entschieden…«

Ihre Schmerzen waren nicht groß genug, um die Erinnerung ausgelöscht zu haben. Sie wußte deshalb, was er gemeint hatte. »Ich werde Ihnen nichts sagen, weil ich nichts weiß. Das ist Pech für Sie.«

»Ob Sie wirklich nichts wissen, wird sich feststellen lassen. Sie haben da von einem weiteren Agenten gesprochen, der angeblich hier sein soll. Ich will nur herausfinden, ob es Bluff war oder nicht.«

»Raten Sie doch!«

Er schüttelte den Kopf, schaute sich dann interessiert im Bad um und ging leicht in die Knie, damit sich sein Gesicht mit dem ihren auf einer Höhe befand.

»Für wen halten Sie mich?« flüsterte er.

»Ich halte Sie für ein menschliches Schwein, dem es nichts ausmacht, andere zu quälen.«

»Ja«, gab er zu. »Sie haben im Prinzip schon recht. Jeder sieht mich eben anders.«

»Es macht Ihnen nichts aus?«

»Was sind schon Menschen?« Er lachte sie an. »Menschen sind unfertige Geschöpfe.«

»Zu denen Sie auch gehören!« stellte Franca fest.

»Das glaube ich nicht.«

»Wieso? Sind Sie kein Mensch?«

»Darüber würde ich gern mit Ihnen reden, aber ich habe nicht die Zeit dazu. Ich muß etwas von Ihnen erfahren, und Sie werden reden, glauben Sie mir.«

Franca dachte da anders. Sie hatte den Eindruck, durch Zufall etwas herausgefunden zu haben, was mit dem Begriff Menschsein zusammenhing, und sie wollte mehr darüber wissen. Wie konnte ein

Mensch kein Mensch sein, wenn er trotzdem so aussah?

Der Mann merkte, daß Franca einiges durch den Kopf ging. Er fragte danach. »Was ist mit Ihnen? Worüber denken Sie nach?«

»Über Ihr Menschsein oder über das Gegenteil davon. Verstehen Sie mich, Signore?«

»Ja, sehr gut sogar. In Ihrem Kopf muß es nach solchen Antworten durcheinandergehen. Das ist gut zu verstehen. Ihr Denken ist blockiert. Sie können nicht begreifen, daß es außer dem Menschsein noch ganz andere Prioritäten gibt.«

»Ich weiß es.«

»Aber nur global.«

»Das gebe ich zu.« Es war für Franca Simonis erschreckend, mit welch einer schon wissenschaftlich anmutenden Kälte diese Person über Dinge sprach, die eigentlich zum höchsten Gut auf dieser Welt zählten. So wie er redete, setzte er sich gewissermaßen über die Menschen hinweg, er verachtete sie, es würde ihm Spaß bereiten, sie niederzumachen, obwohl er zu dieser Spezies gehörte.

Oder etwa doch nicht?

Ihr kam der Gedanke an den Urgegner, den Teufel. Hatte auch er es nicht verstanden, sich zu tarnen? Gehörte er nicht auch zu den Wesen, die geschickt genug waren, ihr wahres Bild zu verbergen?

Daß hinter seinem Äußeren ein ganz anderer steckte?

Es war alles möglich, denn die Feinde trieben ein verheerendes Spiel, das bisher noch nicht gestoppt werden konnte.

Der Mann stützte sich mit dem Ellbogen auf dem Rand der Wanne ab. »Ich habe noch immer den Eindruck, daß Sie mir nicht so recht glauben wollen. Sie halten noch vieles für einen Bluff.«

»Kann sein.«

»Brauchen Sie Beweise?«

»Es wäre nett.«

Er freute sich darüber. »Ja, ich will Ihnen den Gefallen sogar tun. Bevor wir zu den eigentlichen Dingen kommen, sollen Sie sehen, mit wem Sie es tatsächlich zu tun haben. Ich denke da für Sie mit. Sie werden den Erfolg Ihrer Bemühung erkennen können, obwohl Sie damit nichts mehr anfangen können, aber ich möchte Ihnen beweisen, daß Sie nicht falsch gelegen haben.«

»Dann bitte.«

Er stand auf.

Seine Bewegungen waren fließend, nicht steif. Sie erinnerten Franca an die eines geschmeidigen Tieres. Er blieb vor der Wanne stehen und senkte den Kopf, damit es der Frau gelang, ihm ohne viel Mühe, ins Gesicht zu schauen.

Eine Mauer des Schweigens wuchs zwischen ihnen auf.

Noch tat sich nichts.

Dann lächelte er.

Und mit seinem Lächeln begann die Veränderung. Seine Gesichtshaut blieb, sie fiel nicht ab, obwohl Franca den Eindruck hatte, als würde dies geschehen, denn was sich bisher in seinem Innern verborgen gehalten hatte, drang nun nach vorn.

Es war sein wahres Gesicht!

Eine Fratze, ein Maul mit breiter Öffnung und langen Zähnen, zwischen denen Schleim hing. So hätte auch die Schnauze einer Echse aussehen können. Sie sah Schuppen und dicke Pusteln, und plötzlich war Franca, als hätte jemand unzählige Eisstücke in die Wanne hineingekippt, die ihren Körper mit einem gewaltigen Panzer bedeckten.

Was sich hinter dem normalen Gesicht zeigte, war einfach unbeschreiblich.

Es war grausam, aber es war eine Tatsache. Und sie wußte auch, daß sie und ihre Organisation die richtige Spur aufgenommen hatten.

Vor ihr stand eine Kreatur der Finsternis!

***

Franca Simonis konnte nicht sprechen. Ihr Hals war verstopft, als hätte jemand alte Lappen in ihre Kehle gewürgt. Sie atmete auch nicht, sie spürte nur dieses unendliche Grauen, das wie kleine Flammen über ihren Körper hinwegstrich, so daß sich die Kälte und die Hitze miteinander mischen konnten.

Es war einfach grauenhaft…

Franca konnte es nicht begreifen. Sie hielt es für einen bösen, grausamen Scherz. Das Wissen um diesen Anblick durchdrang sie wie die Schneide eines Messers.

Furchtbar…

So also sahen sie aus. Zumindest eine von ihnen. Sie hatten sich bisher wunderbar tarnen können.

Wenn man sie entdeckte, glich das mehr einem Zufall. Zum erstenmal präsentierte sich dieses Wesen der Finsternis freiwillig. Es zeigte seine Urform, die sich seit der Urzeit dieser Welt praktisch nicht verändert hatte.

Es war das Böse schlechthin. Es war die Masse, aus der Luzifer oder Satan gemacht worden waren.

Es war das Grauen, und es sorgte dafür, daß Menschen Furcht bekamen.

Franca saß starr, aber sie spürte deutlich ihren Herzschlag, der sich beschleunigt hatte. Die Schläge waren wie Echos, die auch ihren Kopf erreichten, und die Furcht in ihrem Innern steigerte sich zu einem regelrechten Wahnsinn.

Nicht daß sie ausschließlich Angst vor ihm gehabt hätte, in ihr

steckte die Furcht vor dem allgemeinen, vor der Tatsache, daß es diese Kreaturen gab und die Menschen in all der langen Zeit nichts dagegen hatten unternehmen können.

Das allein war so furchtbar.

Auch wenn sie es versucht hätte, es wäre ihr nicht möglich gewesen, nur ein Wort zu sagen. Der schreckliche Anblick des zweiten Gesichts und das Hintergrundwissen darum machte sie einfach stumm.

Die Kreatur genoß diese Furcht. Sie beließ es zwar bei dem Anblick, doch sie schaffte es auch, das widerliche Gesicht zu bewegen, so daß die schuppige Haut den Anschein bekam, als bestünde sie aus weichem Gummi, welches dem Gesicht eine immer andere Form gab, sogar das Maul veränderte, es einmal zu einer spitzen Schnauze formte und es dann wieder flach und breit machte.

Ekel erfaßte sie…

Das Gesicht glänzte. Im Rachen bewegte sich etwas. Es sah aus wie eine Schlange, war aber keine, sondern eine dunkelrote Zunge, zusammengeflochten wie ein Band.

Scheußlicher ging es nicht mehr…

Franca schloß die Augen. Plötzlich überkam es sie wie ein Wasserschwall. Sie konnte einfach nicht mehr hinschauen. Sie hatte den Eindruck, als wollte das Gesicht sie verschlingen, hinein in ein Reich ohne Licht ziehen, um sie zu verwandeln.

Die Angst schüttelte sie durch. Sie hörte ein helles Klappern und stellte fest, daß es ein Handschellenring war, der über den Haltegriff hinwegschleifte und diese »Musik« verursachte.

Automatisch senkte sich ihr Kopf. Franca hörte sich selbst schluchzen und erstarrte, als sie in ihrem Haar die Bewegung spürte, als hätten dort Schlangen ihren Weg gefunden.

Es waren nur Finger, die sich durch die dunkle Flut wühlten, dann härter zugriffen und dafür sorgten, daß ihr Kopf in die Höhe gezogen und gedreht wurde.

Franca schaute über den Wannenrand hinweg und war durch ihre Haltung gezwungen, in das Gesicht der Kreatur zu schauen.

Nein, nicht mehr in das der Kreatur.

Es war das Gesicht des Mannes, der auch ihr Zimmer betreten hatte. Vor ihr stand der »Mensch«.

Er ließ ihr Haar los.

Der Kopf fiel nach unten. Dabei hörte sie die Frage. »Wollen Sie mich nicht ansehen?«

»Nein!«

»Aber Sie haben die Wahrheit herausgefordert. Sie wollten mich sehen. Sie wollten mein wahres Gesicht erkennen, das dürfen Sie nicht vergessen.« Er lachte. »Ich habe Ihnen damit einen Gefallen getan und erwarte nun, daß Sie mir auch einen erweisen.«

»Ich kann nicht…«

»O doch, Sie können.«

Franca schüttelte den Kopf und schwieg. Daß sie hier in der Wanne saß, kam ihr so entwürdigend vor. Sie hatte ihre Sicherheit verloren und machte sich auch Vorwürfe, daß sie John Sinclair nicht stärker eingeweiht hatte. Er war in Begleitung dieser rotblonden Frau gekommen, und Franca wußte nicht, ob sie ihr hatte trauen können. Sie hätte es darauf ankommen lassen sollen.

»Sie wollen also nichts sagen?«

»Ich weiß doch nichts.« Ihre Stimme klang so laut, daß sie von den Wänden widerhallten.

»Für mich ist alles interessant«, flüsterte er. »Ich bin davon überzeugt, daß Sie etwas wissen, und ich werde es auch herausfinden. Ich könnte Ihnen jetzt die Kleidung zerfetzen, aber diese Demütigung will ich Ihnen ersparen, denn es geht auch anders.«

»Wie meinen Sie das?«

»Schauen Sie mich an!«

Zuerst wollte Franca nicht, dachte jedoch daran, daß er Gewalt anwenden würde, deshalb hob sie den Kopf. Die Schmerzen spürte sie kaum noch, weil sich ihre Sinne auf andere Dinge konzentrieren mußten.

»Sie haben sich entschlossen, ich habe mich entschlossen, und ich habe sogar Zeit.« Er reckte bei den letzten Worten seinen rechten Arm, um die oben in der Halterung hängende Handdusche herausnehmen zu können. Dabei schaute er die Frau an, und Franca sah wiederum das Eis in seinen verfluchten Augen.

Allmählich überkam sie eine furchtbare Ahnung…

Er hielt den Duschkopf in der rechten Hand und spielte mit ihm, denn er schlug ihn einige Male auf seine linke Handfläche, als wollte er Stärke demonstrieren.

»Damit kann man einiges anfangen«, flüsterte er.

Franca Simonis schwieg.

»Man kann sich reinigen. Dafür ist es auch vorgesehen. Aber es kommt immer auf die Dosis an. In gewisser Menge eingenommen, kann sogar der Alkohol zu einer Medizin werden. Aber wehe, es wird übertrieben, die Folgen sind kaum zu fassen.«

»Hören Sie auf!«

»Nein, ich fange erst an!«

Das demonstrierte er noch in derselben Sekunde, denn er griff an Franca vorbei, wobei seine Hand nach der Armatur zielte, die mit einem roten Punkt bedeckt war. Sie bestand aus einem Kreuzgriff.

Wenn er ihn aufdrehte, würde heißes Wasser aus dem Hahn strömen…

»Nein, nicht!« Mit der freien Hand griff Franca zu und umklammerte

sein Gelenk.
Er wurde ganz ruhig. »Lassen Sie es!« flüsterte er.
»Nie!«
Er schlug ihr auf den Kopf.
Franca schrie auf und sackte zusammen. Sie rutschte dabei ein Stück vor, wurde aber von der Handschelle gehalten und lag nun trotzdem mehr, als sie saß.
Der Mann stand über ihr. Er hielt die Handdusche in der Linken, mit der rechten Hand stellte er den Hebel um, damit heißes Wasser aus der Düse zischte, an der er noch drehte und dafür sorgte, daß der Strahl nicht zu stark auseinanderfächerte.
»Sie werden mir etwas sagen«, flüsterte er. »Sie werden mir alles sagen, oder ich koche Sie wie einen Krebs, ebenso rot werden Sie aussehen. Haben Sie schon einmal einen Krebs gesehen oder die durch Wasser verbrannte Haut eines Menschen? Es gibt da nicht viele Unterschiede, kann ich Ihnen versichern.«
Franca hielt den Mund offen, ohne schreien zu können. Als sie es endlich schaffte, hörte sie ein Zischen, das ihren Schrei leicht übertönte.
Der Mann hatte den Griff nach links gedreht!
Aus der Öffnung der Handdusche schoß ein kochendheißer Wasserstrahl.
Franca zog in einem Reflex die Beine an, damit sie nicht an den Knöcheln erwischt wurden.
Der Folterknecht lachte. Noch hielt er den Strahl so, daß er gegen den Abfluß zischte.
Dampf wölkte auf. Das Wasser war sehr heiß geworden. Die Schwaden verteilten sich schnell im Raum, und ebenso schnell war die glatte Fläche des Spiegels über dem Waschbecken beschlagen.
Franca Simonis kam sich vor wie in einem von unheimlichen Nebelschwaden erfüllten Folterkeller, in deren Mittelpunkt sie stand. Das Zischen des Wassers war die schaurige Musik und hörte sich an, als hätte der Teufel seinen Spaß an dieser Folter.
Der Mann stand leicht gebückt neben der Wanne. Noch drehte er nur seinen Kopf, nicht die Dusche.
»Wie heißt der Mann, oder wie heißt die Frau, die dich hier im Hotel unterstützt?«
»Es gibt sie nicht!«
»Dann war alles Bluff?«
»Ja!«
»Hm.« Er überlegte, hob die Schultern und sagte: »Tut mir leid, aber ich kann dir nicht glauben!«
»Bitte, ich…« Ihre Augen weiteten sich, als er die Dusche bewegte und die Richtung des Strahls veränderte, so daß sich das heiße Wasser

ihren Füßen näherte.

»Jetzt sind sie an der Reihe. Dann werde ich immer höher und weiter gehen, verstanden?«

»So hören Sie doch!«

»Nein, ich höre nicht mehr.«

Danach gellte ein schriller Frauenschrei durch das kleine Badezimmer…

***

Zunächst wunderte ich mich darüber, daß die Tür zu Francas Zimmer nicht abgeschlossen war. Das nahm ich noch hin. Sekunden später, als ich das Zimmer betreten hatte, stieg mein Mißtrauen noch weiter an, denn die durch den Raum wehende Feuchtigkeit legte sich wie ein nasser Schwamm auf mein Gesicht.

War sie im Bad?

Ich schloß die Tür. Das mußte einfach so sein, sonst wären mir nicht die Schwaden entgegengeweht.

Ich hatte zwar mit ihr reden wollen, hätte allerdings nicht gedacht, daß ich Franca bei einem derartig intimen Vorgang stören würde.

Hinter dem Flur mußte ich mich dann nach links wenden, um das Bad zu erreichen. Mein Blick fiel auf ein Bett, das ziemlich zerwühlt aussah. Ich sah sogar eine Nachttischleuchte auf dem Boden liegen.

Da schrillten die Alarmglocken.

Ich ging schneller.

Jetzt hörte ich das Rauschen des Wassers, schaute nach links und sah, daß die Tür zum Bad offenstand. Wolken drängten hervor.

Da waren auch Stimmen zu hören.

Und der gräßliche Schrei.

Ich war mit einem Sprung an der Tür und riß sie auf!

***

Zunächst konnte ich nicht viel sehen, weil der kleine Raum durch heiße Wolken erfüllt war, die sich vom Boden her bis unter die Decke drängten.

Schattenhaft sah ich vor mir den Rücken einer zur Wanne hingebückten Gestalt. Das war nicht Franca Simonis, es war ein Mann. Franca selbst sah ich nicht, denn die Gestalt verwehrte mir den Blick.

Aber ich hatte sie schreien gehört.

Und der Kerl hatte mitbekommen, daß hinter ihm die Tür aufgezogen worden war.

Er schnellte hoch und fuhr herum.

Ich sah etwas blitzen. Später erfuhr ich, daß es der mit Metall verkleidete Schlauch der Dusche gewesen war. Dann zischte mir ein heißer Strahl entgegen, der auf mein Gesicht gezielt war.

Ich duckte mich instinktiv und nahm auch den Kopf zur Seite. Das

heiße Wasser erwischte meinen Pullover an der Schulter.

Ich fiel nach hinten, schlug dabei unglücklicherweise die Tür zu und mußte in dem kleinen Raum bleiben. Wie nebenbei bekam ich Francas Wimmern mit, aber darum kümmerte ich mich nicht.

Der Kerl drehte die Dusche.

Ich schnellte zur Seite, warf einen Hocker um und wäre auf dem Wasser fast ausgerutscht.

Er lachte und bewegte das Ding weiter.

Ich duckte mich noch tiefer - alles ging ja blitzschnell -, der Strahl erwischte meinen Rücken, als wollte er mir durch seine Hitze das Fleisch von den Knochen brennen.

Dann hatte ich den Hocker umfaßt und riß ihn hoch. Ich schleuderte ihn gegen den Strahl und damit auch gegen den Mann, der von einem der Metallfüße im Gesicht erwischt wurde, wütend aufschrie, aus dem Konzept kam und sich mit der freien linken Hand ans Auge faßte, wo er den Schmerz spürte.

Die verdammte Dusche ließ er nicht los. Ihre Düse zeigte glücklicherweise weder auf mich noch auf Franca, sondern in eine andere Richtung. Das heiße Wasser spritzte gegen die Tür.

Ich warf mich auf den Hundesohn zu.

Meine rechte Faust erwischte seinen Magen.

Er würgte und sackte zusammen.

Die Linke schmetterte ich in sein Gesicht.

Endlich ließ er die Dusche los und sackte zusammen. Ich nahm mir die Zeit, um das Wasser abzustellen und bemerkte aus den Augenwinkeln die starre Gestalt der Franca Simonis, in deren Gesicht die Panik wie eingemeißelt stand.

Dann fuhr ich herum.

Der Mann war dabei, auf die Beine zu kommen. Ich schlug ihm seitlich gegen den Kopf. In mir steckte eine wahnsinnige Wut. Der Kerl taumelte zur Seite und gab den Weg zur Tür frei.

Bevor er fallen konnte, hielt ich ihn fest, riß mit der anderen Hand die Tür auf und schleuderte ihn in das Zimmer hinein. Er bewegte seine Arme wie die Flügel einer Windmühle, schlug um sich, fand aber keinen Halt und prallte gegen den Schrank.

Dort fing er sich wieder.

Ich war schon vor ihm.

Mit einem Ruck fegte ich ihn zur Seite, schleuderte ihn zu Boden.

Er fiel auf den Rücken.

Ich trat ihm mit dem Fuß auf die Brust. »Okay!« keuchte ich und wischte über mein nasses Gesicht.

»Bis jetzt war es Spaß, mein Freund. Jetzt wird es ernst.«

Er lag unter mir.

Ich hörte ihn atmen.

Ich sah Blut in seinem Gesicht, und er hatte die Zähne gefletscht wie ein Wolf. Der dachte nicht an Aufgabe, der Mann war ein Fanatiker, einer, der über Leichen ging und selbst seinen eigenen Tod nicht scheute, wenn er damit seiner Sache dienen konnte. Von dieser Sekunde an war mein Urlaub endgültig vorbei, denn nun wußte ich, daß ich in ein magisches Wespennest gestochen hatte.

»Du hast nur noch eine Chance!« flüsterte ich. »Reden. Nur reden, das ist alles.«

Er gab auch etwas von sich. Ob es nun Worte waren oder nur ein Keuchen, konnte ich nicht verstehen, jedenfalls nahm ich es erst einmal als eine Zustimmung hin.

Ich lockerte den Druck. Da er nichts tat, zog ich den Fuß ganz zurück. Das gab ihm genügend Bewegungsfreiheit, um sich erheben zu können, was er auch tat. Zunächst aber wälzte er sich herum und kam auf dem Bauch zu liegen.

Für mich war es kein Grund zur Besorgnis. Auch ich hätte nicht anders reagiert, denn in dieser Lage konnte sich ein angeschlagener Mensch besser erheben.

Er drückte sich auch hoch und hielt die Handflächen dabei auf den Boden gepreßt.

Ich stand neben ihn, ärgerte mich darüber, daß ich noch immer nicht meine Waffe geholt hatte, aber es mußte auch ohne gehen. Ich drückte ihn noch mal zurück und tastete ihn nach Waffen ab.

Er trug keine bei sich.

»Hoch mit dir!« befahl ich. »Und keine Faxen, Meister!«

»Ja, weiß schon…«

Seine Stimme klang rauh und hörte sich an, als hätte er alle Mühe, die Worte zu formulieren. Er war naß, ein Teil des heißen Wassers hatte auch ihn getroffen.

Ich war an der Schulter und am Rücken erwischt worden. Beide Stellen brannten, wobei ich hoffte, daß mein doch ziemlich dicker Pullover dem heißen Schwall etwas von seiner Hitze hatte nehmen können und die Verbrennungen nicht zu stark waren.

Für meinen Geschmack bewegte er sich zu langsam. »He, geht das nicht schneller? Du warst doch im Bad auch nicht so langsam.«

»Ja, ja…« keuchte er, kam auch hoch, allerdings nicht richtig auf die Beine. In gebückter Haltung torkelte er vor und drehte mir dabei den Rücken zu.

Das Bett gab ihm Halt. Mit den Händen stützte er sich darauf ab, ließ wieder Zeit vergehen und drehte sich erst um, als er meine Schritte hinter sich hörte.

Dann aber reagierte er schnell.

Er lachte fauchend auf, schraubte sich in die Höhe und wirbelte auf der Stelle herum.

Er starrte mich an.
Und ich sah eine Kreatur der Finsternis vor mir!

***

Der Anblick traf mich mit all seinem Schrecken. Aber nicht die Tatsache dieser widerlichen Fratze war es, die mich so schockierte, sondern eine andere.
Er war ein Urdämon!
Er war die Kreatur der Finsternis. Er gehörte zu der verfluchten alten Rasse, mit der meine Freunde und ich so grausame Erfahrungen gemacht hatten.
Es war ein mörderisches Abenteuer gewesen, daß in einer eiskalten Winternacht einen vorläufigen Abschluß gefunden hatte. Wobei ich das Wort vorläufig besonders betonen mußte, denn wir hatten erst hineingerochen, und es war uns nur durch die Hilfe eines jungen Mannes namens Jiri gelungen.
Er lebte nicht mehr, doch er hatte uns kurz vor seinem Tod ein Vermächtnis mit auf den Weg gegeben, dessen Folgen mich wie ein Alptraum verfolgten. Ich wußte, daß sich die Kreaturen der Finsternis, diese Urdämonen überall auf der Welt verteilten, aber ich hätte nicht gedacht, daß ich gerade in Pontresina über sie stolpern würde.
Mein Gott, was spielte sich hier ab?
Und in welch einer Verbindung stand der Junge zu diesen Kreaturen? Gehörte er auch dazu?
Natürlich hatte der Mann meinen Schrecken bemerkt. Wahrscheinlich führte er es auf den Anblick seines wahren Gesichts zurück, er ahnte ja nicht, daß ich mehr wußte.
Wie einige andere aus dieser verfluchten Gruppe auch, war er ebenfalls mit einem Echsenmaul ausgestattet. Auf der hornigen Haut wuchsen noch dicke Geschwüre, von denen einige aufgeplatzt waren und eine eitrige Flüssigkeit entließen.
Er gähnte mich an und ging auf mich zu.
Ich wich zurück.
Und er redete mich mit der normalen Stimme an. »Du wirst ebenso sterben wie sie. Niemand ist da, der uns aufhalten kann. Wir sind stärker als die Menschen.«
»Das denkt ihr.«
»Du kennst uns nicht.«
»Irrtum, ich kenne euch. Ich kenne die Kreaturen der Finsternis, und ich weiß, daß es euch schon sehr lange gibt. Daß du dazugehörst, und ich habe mir geschworen, sie zu vernichten.«
»Dann versuch es!« Er kam noch näher. Beim Sprechen hatte sich sein unnormales Gesicht bewegt, aber er hatte mit seiner normalen Stimme geredet, was ich auch als ein Phänomen ansah.

»Ich zerreiße dich! Ich werde mich an deinem Blut erfreuen, darauf kannst du dich verlassen…«

Verflixt, ich mußte an mein Kreuz herankommen und ihn zuvor ablenken. Er durfte den Raum nicht lebend verlassen, und dieser starken Kreuzmagie hielt auch eine Kreatur, wie er sie darstellte, nicht stand.

Ich huschte aus seiner Reichweite, sprang über das Bett, wandte ihm sogar den Rücken zu und blieb vor dem Fenster stehen, allerdings zusammengekrümmt und leise wimmernd.

In Sicherheit wiegen, nur in Sicherheit wiegen.

Unter dem Pullover hing das Kreuz. Meine Hände hatte ich bereits hinter dem Nacken verschränkt.

Mit den Fingerspitzen tastete ich nach der schmalen Kette, um sie in die Höhe zu ziehen. Denselben Weg würde auch das Kreuz machen.

Ich hörte ihn.

Er war auf das Bett gesprungen, die Matratze bewegte sich unter seinem Gewicht.

Es wurde Zeit.

Das Kreuz lag frei.

Ich drehte mich um.

Es schwang mit, und plötzlich stand ich wieder vor ihm und schaute ihn an.

Er war im Begriff gewesen, auf mich zuzuspringen. Wahrscheinlich hätte mich der harte Druck zuerst gegen das Fenster und dann mit der Scheibe nach draußen katapultiert, aber es war alles ganz anders gekommen, denn plötzlich sah er das Kreuz.

Obwohl er starr stand, bewegte er sich, was am Nachfedern der Matratze lag.

»Siehst du es?« fragte ich, legte meine Hand unter das Kreuz und hob es leicht an.

Er sah es, und er reagierte auch.

Zuerst machte er den Eindruck, als wollte er trotz allem auf mich zustürzen, dann aber und innerhalb einer kurzen Zeitspanne, veränderte er sich.

Er spürte die starke weißmagische Kraft, die ihn mit mörderischer Wucht traf.

Er schrie.

Es war kein menschlicher Schrei. Er erinnerte mehr an ein Jaulen, vermischt mit röchelnden Geräuschen, und dabei riß er auch seinen Arm hoch, um sich vor dem Anblick des Kreuzes zu schützen.

Soweit ließ ich es nicht kommen.

Ich griff ihn direkt an und stieß ihn vom Bett. Er prallte daneben auf, wälzte sich herum, ich sprang auf ihn zu, erwischte mit einem Fuß sein Gesicht, rutschte daran ab und hielt das Kreuz bereits in der

Hand, denn ich hatte die Kette über meinen Kopf gestreift.

Er streckte mir noch die Hände entgegen, was nicht zu einer Abwehr reichte, denn zwischen den beiden Armen war für mich Platz genug. Und natürlich auch für mein Kreuz.

Zielsicher fand es die Lücke.

Sein Gesicht war das Ziel.

Es prallte darauf nieder.

Zuerst zuckte die Echsenfratze noch, dann zischte sie auf, als wäre sie mit heißem Wasser übergossen worden. Dabei war es nur der Rauch, der den sich auflösenden Schädel umgab.

Ich brauchte nichts mehr zu tun, ging deshalb einen Schritt zurück und schaute mir die Kreatur an.

Sie verging auf dem Boden des Hotels.

Das, was seit Urzeiten von Generation zu Generation weitergegeben worden war und noch in ihm steckte, ihm sogar die Kraft gegeben hatte, wurde nun endgültig zerstört.

Sein Körper verbrannte auf dem Teppich, doch es war kein Feuer, wie man es kennt, dieser Vorgang erinnerte mich an den, der eintrat, wenn ein Vampir vom Licht der Morgensonne getroffen wird, das dann gegen seinen Körper brennt und die unheilige Kraft in ihm vernichtet.

Auch diese Kreatur faulte mehr zusammen, als daß sie brannte. Daß mir trotzdem der Vergleich dazu einfiel, lag möglicherweise an dem stinkenden Rauch, der über seine vergehende Gestalt hinwegtrieb wie ein löchriges Leichentuch.

Aus dem Bad hörte ich das Schluchzen der Frau, rief ihr beruhigend etwas zu und mußte noch warten, bis der Mann vollständig vernichtet war. Seine Kleidung allerdings blieb, und sie wiederum brachte mich auf einen Gedanken, den ich mit dem verband, was ich im Bad vorhin gesehen hatte.

Ich erinnerte mich, daß Franca Simonis mit einer Handschelle an den Griff gefesselt worden war, und ich ging davon aus, daß der Vernichtete einen Schlüssel bei sich getragen haben mußte.

Ich durchsuchte seine Taschen. Widerstand unter der Kleidung fand ich nicht mehr. Schon beim leichtesten Druck sackten Fleisch und Knochen ineinander. Letztere mit leise knackenden Lauten.

Zum Glück fand ich, was ich suchte. Einen kleinen silbrig schimmernden Schlüssel. Ich warf ihn einmal hoch und fing ihn mit der rechten Hand wieder auf.

Mit dem Schlüssel in der Hand betrat ich das Bad.

Franca Simonis hockte wie ein Häufchen Elend in der Wanne. Sie war naß geworden, die Kleidung klebte an ihrem Körper. Jetzt zitterte sie auch vor Kälte und Angst. Sie schaute mich an. Ihre Unterlippe bebte, als ich ihr den Schlüssel zeigte.

»Und der… und der…«, sie konnte nicht mehr reden und fing an zu weinen.

Ich gab ihr die Antwort, während ich das Schloß der Handschelle öffnete.

Das Metall rutschte in die Wanne, wo es wie ein Andenken an schlimme Zeiten liegenblieb.

»Ich kann nicht von allein hoch«, keuchte Franca mehr weinend als sprechend.

»Kein Problem.« Ich half ihr auf die Füße und drehte sie herum.

Als sie vor mir stand, kippte sie nach vorn und fiel in meine Arme.

Mein Gott, sie zitterte. Was Franca durchgemacht hatte, war verdammt hart gewesen, doch schon jetzt fragte ich mich, weshalb sich das Monstrum ausgerechnet diese Person ausgesucht hatte. Dafür mußte es einen Grund geben.

Kannte sich Franca aus? Wußte sie etwa Bescheid über die Kreaturen der Finsternis?

Es konnte sein. Ich war nicht so vermessen, behaupten zu wollen, daß meine Freunde und ich die einzigen waren, die über diese schrecklichen Dämonenarten Bescheid wußten.

Mühsam kletterte sie aus der Wanne und hörte, wie ich sie nach einer Verletzung fragte.

»Die… die Beine, glaube ich. Da hat mich der heiße Strahl getroffen. Er wollte höhergehen, meinen Oberkörper und auch mein Gesicht verbrennen, aber dann kamen Sie…«

»Ja, zum Glück.«

Sie konnte nicht allein gehen. Ich stützte sie ab, und sie humpelte neben mir her.

Ich schaute auf ihre Füße und erkannte, daß der rechte von dem heißen Strahl getroffen war. In Höhe des Knöchels mußte die Haut verbrannt worden sein, denn immer, wenn sie mit diesem Fuß auftrat, zuckte Franca Simonis zusammen.

Ich setzte sie im Zimmer auf das Bett und bat sie, den Fuß auszustrecken. Ich zog ihr den flachen Schuh aus, tippte auf die entsprechende Stelle und hörte sie stöhnen.

Sie trug keine Strumpfhose, sondern Socken. Es war einfach, den rechten auszuziehen, auch wenn sie wieder zusammenzuckte, als er über die verbrannte Stelle glitt.

Dort sah die Haut anders aus. Sie war zusammengeschrumpelt und feuerrot geworden.

»Ist es schlimm?« fragte Franca. »Nun ja, Sie werden es überleben.«

»Witzbold.«

»Bin ich immer.«

Sie richtete sich auf, weil sie über den Bettrand hinweg auf den Boden schielen wollte. Dort lagen die Reste von dem, der einmal eine

Mischung aus Mensch und Kreatur der Finsternis gewesen war.

Allerdings nur mehr Kleidungsstücke.

Ich hatte ihren Blick bemerkt und sagte: »Darüber reden wir besser später.«

»Gut, wie Sie meinen.«

»Können Sie denn laufen, oder soll ich Ihnen einen Arzt rufen lassen? Vielleicht reicht auch ein Pflaster.«

Sie lachte rauh. »Erst einmal eine Grappa, John.«

»Woher nehmen?«

»In der Minibar.«

»Okay, ich hole Ihnen eine.«

»Am besten gleich zwei.«

»Auch das.«

Ich freute mich darüber, daß sie ihren Lebensmut zurückgefunden hatte. Gleichzeitig hatten sich zahlreiche Fragen groß wie Scheunentore geöffnet, und diese Löcher mußten erst einmal gestopft werden. Wie - das allerdings war eine Frage für sich.

Ich war jedoch sicher, daß mir Franca dabei helfen konnte, wenn sie ihr Geheimnis lüftete. Mittlerweile war auch ich zu der Überzeugung gekommen, daß sie nicht nach Pontresina kam, um Urlaub zu machen. Wer sich allerdings hinter dieser Maske verbarg, wußte ich nicht. Vielleicht war sie in einem ähnlichen Job tätig wie ich.

Ich fand im Kühlschrank zwei kleine Grappa-Flaschen. Gläser standen auch bereit. Sie waren so groß, daß ich beide Flaschen in ein Glas leeren konnte.

Franca Simonis hatte sich wieder hingesetzt. Den Kopf hielt sie gesenkt, beide Hände gegen ihre Wangen gepreßt. »Ich… ich kann es noch immer nicht fassen, John, daß ich aus dieser Lage herausgekommen bin. Die war so schlimm, so demütigend, wie ich es nie zuvor erlebt habe. Und dann diese scheußliche Fratze des Mannes, als er mir sein wahres Gesicht offenbarte.«

»Trinken Sie erst«, bat ich sie, obwohl mir zahlreiche Fragen auf der Zunge brannten.

Sie schaute hoch. Mit beiden Händen mußte sie das Glas umfassen, bedankte sich und trank die Grappa in kleinen Schlucken. Auch ihr Haar war feucht geworden und hatte sich zu Locken zusammengeringelt. Allmählich kehrte wieder Farbe in ihr Gesicht zurück, sie hustete zweimal und schüttelte sich dann, bevor sie das Glas zur Seite stellte, in dem sich noch ein Rest befand.

Dann stöhnte sie auf.

»War es gut?«

»Kann man wohl sagen, obgleich ich sonst wenig trinke. Aber das mußte sein.«

»Ich habe ihre Warnung gefunden.« Nach diesem Satz holte ich mir

einen Stuhl heran, drehte ihn um und setzte mich Franca gegenüber hin, die Arme auf die Lehne gestützt.

»Dann wußten Sie ja Bescheid.«

»Nein, überhaupt nicht. Es war alles sehr vage. Zudem passierte mir kurz darauf ein Unglück. Ich brach in das Eis des St. Moritz Sees ein.«

Ihre Gesichtszüge veränderten sich. »Nein, nein«, rief sie erstaunt. »Das ist doch nicht wahr. Das Eis ist dick. Es kann nicht brechen. Unmöglich, John!«

»Meine Freundin rettete mir das Leben. Sie hat mich aus dem Eiswasser herausgeholt.«

Tief atmete sie ein, dann stöhnend aus. »Ja, ja, so ist es gewesen«, flüsterte sie. »So muß es einfach gewesen sein. Es gibt keine andere Möglichkeit.«

»Welche meinen Sie?«

»Die anderen. Dieser Wahnsinn. Die Nachkommen des Henoch…«

»Wie bitte?«

Erstaunt schaute sie mich an und schüttelte den Kopf. »Ja - wußten Sie das nicht, John?«

»Nein - sorry…«

»Aber Sie müssen…«

»Ich kenne sie als Kreaturen der Finsternis.«

Franca wollte es nicht glauben. »Aber Sie sind doch Ihretwegen hier, John.«

»Auch nicht.«

»Warum dann?«

»Weil ich Urlaub mache.«

Das konnte Franca nicht akzeptieren. Sie griff noch einmal zum Glas und trank auch den Rest. Dabei brachte sie es fertig, den Kopf zu schütteln, ohne sich zu verschlucken. Sie stellte das endgültig leere Gefäß zur Seite und meinte: »Bitte, sagen Sie die Wahrheit.«

»Es ist die Wahrheit.«

»Aber ich habe Sie erkannt.«

»Das merkte ich schon. Und darüber wollte ich noch mit Ihnen reden.«

»Ich habe hier in Pontresina wirklich nur Urlaub machen wollen und bin damit dem Vorschlag einer Freundin gefolgt. Das ist alles, Franca. Nicht mehr und nicht weniger.«

»Dem Rat einer Freundin?« wiederholte sie.

»Ja.«

»Können Sie ihr trauen?«

»Natürlich. Sie hat zusammen mit mir schon manch heiße Sache hinter sich gebracht.«

»Weiß nicht.« Franca hob die Schultern. »In diesem Fall kann man keinem Menschen trauen. Es hat bereits einen Toten gegeben. Der

Junge oder seine Begleiterin müssen den Mann während der Fahrt mit dem Nachtzug umgebracht haben. Sie kamen von Deutschland und haben sich in der Schweiz abholen lassen, glaube ich. Kann auch in Freiburg gewesen sein, spielt aber keine Rolle mehr. Wenn alles so stimmt, was Sie mir gesagt haben, sehe ich Ihr Erscheinen hier als einen Zufall an.«

»Das ist es auch«, erwiderte ich und korrigierte mich noch im selben Atemzug. »Jedenfalls deutet alles darauf hin.«

»Ihre Hand würden Sie dafür nicht ins Feuer legen?«

»Nein.«

»Es kann auch Schicksal sein oder Fügung«, murmelte sie und versuchte dabei, ihr verletztes Bein zu bewegen. Sie schaffte es, wenn auch nur unter Schmerzen.

»Über eines wundere ich mich allerdings«, nahm ich den Faden wieder auf.

»Worüber?«

»Daß Sie mich sofort erkannt haben. Daß Sie praktisch wissen, wer ich bin.«

Franca Simonis lächelte verhalten. »Tja, wie soll ich sagen? Man kennt sich eben in der Branche.«

»Branche…?« wiederholte ich lauernd.

»Das ist möglicherweise der falsche Ausdruck. Jedenfalls arbeite ich für eine Organisation, die Ihnen, John, im Prinzip nahe stehen müßte.«

»Polizei?«

»N… nein…«

»Geheimdienst?«

»Auch nicht direkt.«

»Jetzt haben Sie mich neugierig gemacht, Franca. Was ist es dann?«

Bevor sie eine Antwort geben konnte, meldete sich das Telefon. Es war beim Herabreißen der Vase nicht von der Platte gefallen und funktionierte so wie immer. Um es zu erreichen, hätte Franca gehen müssen. Da ihr dies schwerfiel, bat sie mich, den Hörer abzunehmen.

Das tat ich auch, wollte ihn eigentlich an France weiterreichen, die sich mir schon entgegenbeugte, da rutschte mir aber das »Hallo« über die Lippen.

Ich hörte ein Zischen. Dann eine weibliche Stimme, die nur ein Wort sagte.

»Aha!«

Dennoch hatte ich sie erkannt. Mich durchfuhr ein heißer Schreck. »Jessica, du bist es.«

»Ja, ich, deine Lebensretterin. Ich habe mir doch gedacht, daß ich dich bei dieser Person erwische.«

Ihre Stimme klang wie das allmähliche Grollen eines anrollenden

Gewitters. »Daß du dich nicht schämst, mich so hinters Licht zu führen.«

»Jessica - bitte…«

»Nicht bitte und auch nicht danke.«

»Laß dir erklären, daß ich…«

»Tut mir leid, John Sinclair. Ich glaube kaum, daß ich eine Erklärung brauche. Was ich eben erlebt habe, reicht völlig aus.« Klatsch, sie legte auf, und ich saß da mit leicht rotem Kopf, den ich einige Male schüttelte.

»War das Ihre Begleiterin?« erkundigte sich Franca.

»Ja.«

»Jetzt ist sie sauer.«

»Wie alter Essig.« Ich legte den Hörer auf. »Frauen sind manchmal komisch. Verstehe sie, wer will.«

»Das werden die Männer nie.«

»Ich weiß. Aber das ist mir egal. Für mich zählt eigentlich nur, wie es weitergeht. Noch haben wir Zeit, und die genau sollten wir auch nutzen.«

»Sie wollen mehr über mich wissen, nicht?«

»Erstens das und zweitens über den Fall. Und da haben Sie einen Begriff genannt, der mich hat stutzig werden lassen. Henoch.«

»Kennen Sie den Namen, John?«

»Schon, aber ich möchte gern Ihre Version erfahren.«

»Okay«, sagte sie und schaute gegen die Wand. »Dann wollen wir mal die Karten auf den Tisch legen…«

***

Es klopfte dreimal gegen die Außentür der Suite.

Augenblicklich zuckten die beiden Männer, die Dagmar und Elohim in Freiburg abgeholt hatten, zusammen. Danach nahmen sie eine kampfbereite Haltung ein und hielten die Hände so, daß sie blitzschnell ihre Waffen ziehen konnten.

Dagmar winkte ab. »Keine Sorge, meine Herren, es wird unser besonderer Freund sein.«

»Öffnen?«

»Ja - bitte.«

Das übernahm Bergmann, der Mann mit dem kleinen haarlosen Kopf, der wie eine zu große Billardkugel auf seinem Hals saß und in dem eleganten Anzug verkleidet wirkte. Auf Bergmanns Schädel wuchs kein einziges Haar. Wenn Licht auf diese Glatze fiel, glänzte sie manchmal wie ein heller Spiegel.

Der andere Mann hieß Angelo. Er war größer als Bergmann, und sein Haar war blond gefärbt, was eher zu einer Frau gepaßt hätte als zu ihm. Auch seine Gesichtszüge konnte man als weich und weiblich

bezeichnen. Wer jedoch in seine Auzgen schaute, dachte noch einmal über die erste Einstufung nach. Die Pupillen schienen bei ihm aus kaltem, bläulich schimmerndem Eis zu bestehen.

Angelo trug einen grauen, zweireihigen Anzug, dazu ein weißes Hemd. Seine Krawatte zeigte zwar ein modernes, ein dennoch dezentes Muster.

Bergmann hatte den Schlüssel zweimal herumgedreht und die Tür somit geöffnet.

Er trat dann zur Seite, um die Person einzulassen, auf die Dagmar und der Junge gewartet hatten.

Der Mann saß in einem Rollstuhl. Er war alt und hockte so gebeugt, daß es den Anschein hatte, als würde er jeden Augenblick aus seinem fahrbaren Untersatz kippen. Der Elektroantrieb war kaum zu hören.

Das Gefährt rollte ein.

Als es über die Kante des Teppichs fuhr und den größten Raum der Suite erreichte, da bewegte sich auch der Körper des alten Mannes mit einem leichten Ruck, aber er fiel nicht, denn die aus den Anzugärmeln ragenden krummen Gichthände umklammerten die Haltegriffe des Rollstuhls. Der Alte trug einen braunen Anzug. Er war ihm zu groß.

Die breite Stirn des Mannes fiel auf, die sehr schmale Nase und natürlich die Augen, die sehr tief in den Höhlen lagen. Sein schütteres Haar sah aus wie eine Mischung aus blonden und aschgrauen Strähnen und »strubbelte« im Nacken etwas auseinander. Der Mann hatte den Kopf schiefgelegt. Es sah so aus, als könnte er ihn in dieser Lage am besten halten. Ansonsten wäre er abgefallen.

Niemand sprach.

Bergmann schloß die Tür.

Angelo nickte ihm zu. Gemeinsam gingen die Männer vor und blieben am Beginn des großen Raumes stehen. Sie deckten so den Flur zur Suitentür hin ab.

Der Alte im Rollstuhl glitt weiter. Sein Ziel, die Frau und der Junge, stand fest. Beide saßen nebeneinander auf einem halbrunden Sofa, schwiegen und schauten dem Ankömmling entgegen, der seinen Rollstuhl vor ihnen anhielt.

Nur mehr ein Tisch trennte sie.

Der Alte schwieg.

Er sah aus wie tot. Als hätte man einen Zombie in den Stuhl gesetzt und ihn ferngelenkt. Sein Kopf bewegte sich, aber er nickte den beiden nicht zu. Er glich nur den Schwung der letzten Fahrtstrecke aus, um den Kopf schließlich zu heben.

Er blickte auf den Jungen.

Elohim schauderte zusammen und spürte dann Dagmars Hand auf der seinen. Die Frau wollte ihm klarmachen, daß sie bei ihm war und er keine Angst zu haben brauchte.

»Wer ist das, Dagmar? Wer ist dieser Mann, der aussieht, als wäre er schon gestorben?«

»Du wirst ihn noch kennenlernen.«

»Hat er einen Namen?«

»Ja. Er heißt Dr. Sträter.«

Mit dieser Information konnte der Junge nichts anfangen. Für ihn sah dieser Dr. Sträter tatsächlich aus wie ein Toter, den jemand in den Rollstuhl hineingesetzt hatte, um mit der Leiche seine makabren Scherze zu treiben.

»Dr. Sträter ist sehr wichtig für uns!« flüsterte Dagmar.

»Warum?«

»Das wirst du noch erfahren.«

Elohim nickte. Er war es gewohnt zu gehorchen und keine Fragen zu stellen. Es lag alles in Dagmars Händen, bisher hatte sie ihn gut geleitet. Er brauchte an nichts zu leiden. Auch hier im Hotel hatte sie sich rührend und auf eine gewisse Art sogar respektvoll um ihn gekümmert. Sie hatte für seine Nahrung gesorgt, sie hatte ihm geraten zu duschen und sich umziehen.

Elohim trug einen dunklen, sehr schmal geschnittenen Anzug, ein weißes Hemd und eine Krawatte.

In dieser Kleidung sah er aus wie ein englischer Internatsschüler, der sich verlaufen hatte und im Zimmer wie ein Fremdkörper saß.

Dr. Sträter beobachtete ihn.

Elohim merkte es sehr genau, obwohl er nicht direkt in die Augen des Mannes schauen konnte. Sie waren ihm aus zweierlei Gründen verborgen geblieben. Erstens lagen sie sehr tief in den Höhlen, und zweitens schienen diese Augenhöhlen an ihren Enden noch leer zu sein. Augäpfel waren nicht zu sehen.

Der alte Mann konnte trotzdem sehen.

Mit einer sehr langsamen Bewegung hob er seine rechte Hand. Dabei bewegte er seinen Mund, der so gut wie keine Lippen aufwies und im Gesicht wirkte wie ein Schlitz. Aus ihm drang ein trockenes Hüsteln. Es hörte sich an, als würde Papier über Papier rascheln. Der Mann schien von einer Krankheit befallen zu sein.

Dann nickte er.

Und wieder sah es so aus, als würde sein Kopf abfallen. »Ja«, sprach er flüsternd. »Ja, ich bin erfreut, denn ihr habt genau das Richtige getan. Er ist es. Er ist der Junge, auf den wir schon so lange Jahre gewartet haben.«

»Dann sind Sie zufrieden, Doktor?«

»Sehr sogar.«

Dagmar, die auch die erste Frage gestellt hatte, atmete auf. Ihr war ein Stein vom Herzen gefallen.

Jetzt hatte sie freie Bahn, sie konnte alles vorbereiten.

Dr. Sträter hob den Kopf. »Ich habe bei meiner Ankunft gespürt, daß wir unter uns sind. Dieses Hotel ist gut. Die Finsternis wird kommen. Sind wir unter uns? Stimmt das?«

»Ja.«

»Keine Feinde?«

Er hatte die letzte Frage mit erhobener Stimme gestellt, das Lauern darin war nicht zu überhören gewesen, und Dagmar wußte, daß sie ihm die Wahrheit sagen mußte. Wenn er sie später herausfand, war das nicht sehr gut.

»Fast keine Feinde.«

Der Alte erstarrte noch mehr, obwohl dies kaum möglich war. Er bewegte seine Finger. Es war erstaunlich, daß er es schaffte, die Hände zu Fäusten zu ballen. »Wie soll ich das verstehen?« Aus seinem Mund drangen die Worte rasselnd hervor.

»Ganz einfach, Doktor. Ich habe jemand gesehen, dem ich nicht trauen kann.«

»Wer ist es?«

»Ein Mann.«

»Wie heißt er?«

»Ich weiß es nicht. Wir haben auf Sie gewartet und sind nicht dazu gekommen, uns zu erkundigen. Aber er wohnt hier im Hotel. Bei unserer Ankunft ist er mir aufgefallen. Er steht uns nicht freundlich gegenüber. Seine Aura war ziemlich übel.«

Der Alte runzelte die Stirn. »Ein Mann?« wiederholte er und ließ die Zweifel in seiner Stimme klingen. »Mehr nicht? Oder muß ich noch mit anderen Überraschungen rechnen?«

»Wir haben einen zweiten schon töten können. Bei der Herkunft, im Zug.«

»Das ist gut«, flüsterte der Alte kehlig. »Wer hat ihn denn getötet? Du, Dagmar?«

»Nein, der Junge!«

Durch die Gestalt des Rollstuhlfahrers ging ein Ruck. Es sah im ersten Moment so aus, als wollte er sich aufrecht hinsetzen und aus seinem Gefährt steigen, dann sackte er wieder zusammen und kicherte leise. »Ich freue mich, daß Elohim die Feuertaufe bestanden hat. Freust du dich auch?«

Der Junge nickte.

»Das ist wunderbar«, gab der alte Mann zu. »Aber zu etwas anderem. Das war im Zug. Du hast von einem Mann gesprochen, der sich hier im Hotel aufhält, Dagmar. Ist er allein?«

»Nein, er kam mit einer Frau.«

»Weiter!«

»Nichts weiter. Es ist alles normal.«

»Gibt es noch einen Feind hier im Hotel?«

Dagmar hatte mit dieser Frage gerechnet. Es war ihr peinlich, eine Antwort geben zu müssen, untermauerte diese jedoch ihr Versagen. Sie schaute zu Boden und hob die Schultern. Erst danach sagte sie mit leiser Stimme: »Wir haben es leider nicht verhindern können.«

»Wer ist es?« Plötzlich klang die Stimme des Alten laut und so metallisch, als wären die beiden Seiten einer Schere zusammengeklappt.

»Franca Simonis!«

Der Rollstuhlfahrer keuchte auf. Dann fluchte er. In sein Gesicht trat sogar Farbe. Er wollte etwas sagen, doch Dagmar kam ihm damit zuvor. »Wir haben jemand zu ihr geschickt.« Dr. Sträter schaute hoch.

»Er ist sicher.«

»Dann kann ich davon ausgehen, daß uns diese Person keine Schwierigkeiten machen wird.«

»Das können Sie, Doktor.«

»Gut. Bleibt dieser Mann. Woher wußten Sie, daß er nicht zu unseren Freunden zählt?«

»Das spürt man. Er hatte keine guten Schwingungen.«

Sträter fuhr mit der Hand durch sein Gesicht. Er brauchte Zeit, um nachzudenken. »Glaubst du, daß man ihn schickte, um uns zu stören. Ist er ein Feind?«

»Ich weiß es nicht genau. Er steht uns jedenfalls nicht positiv gegenüber. Ob man ihn allerdings geholt hat, um zu vernichten oder zu zerschlagen, kann ich Ihnen nicht sagen.«

»Das sollten Sie herausfinden.«

»Natürlich.«

Der Alte sprach weiter. »Sie sollten sich um ihn kümmern. Es bleibt nicht viel Zeit. Wir stehen am Beginn der Finsternis. Sie wird in den folgenden Stunden hereinbrechen. Wir werden uns draußen versammeln und die Zeichen sehen. Niemand darf uns dabei stören. Dies ist der Ort, der uns allein gehören soll.«

»Das weiß ich.«

»Dann versuchen Sie herauszufinden, wer dieser Mensch ist. Ich weiß ja, daß nicht alle Gäste hier zu uns gehören. Jedenfalls dürfen wir uns keine Störung erlauben. Ach ja, da wäre noch etwas. Haben Sie nicht gesagt, daß er zusammen mit einer Frau angereist ist?«

»Das stimmt.«

»Was ist mit ihr?«

Dagmar hob die Schultern. »Ich habe bei ihr nichts feststellen können. Für mich ist sie normal. Ich würde sagen, daß sie uns neutral gegenübersteht.«

»Das ist positiv. Wie eng sind die beiden befreundet? Sind Sie möglicherweise ein Paar?«

»Kann ich nicht sagen.«

»Sicherlich so eng, daß wir die Frau als Druckmittel gegen ihn verwenden können?«

»Das nehme ich an.«

»Wir brauchen die Namen und die Zimmernummer der beiden.«

Dagmar nickte Angelo zu, der bisher dem Gespräch schweigend gelauscht hatte. »Ich werde mich darum kümmern.«

»Aber sofort!« fügte der Alte hinzu.

Angelo nickte und verschwand. Er ging lautlos wie ein blonder Todesengel auf Rachetour.

Sträter wartete, bis sich die Tür hinter ihm geschlossen hatte, dann kümmerte er sich um den Jungen. »Komm zu mir, Auserwählter! Komm her, Elohim!«

Als der Junge nicht sofort reagierte, stieß ihn seine Beschützerin an. »Steh auf, bitte!«

Elohim erhob sich.

»Seien Sie nicht so ungeduldig, Dagmar! Er wird sich schon an uns gewöhnen, davon bin ich fest überzeugt!« Dr. Sträter lächelte. Es sah bei ihm so aus, als wäre die Haut nahe seiner Lippen von unsichtbaren Händen zur Seite gezogen worden.

Elohim ging um den Tisch herum. Er wischte eine Haarsträhne aus seinem Gesicht und richtete seinen Blick gegen das Gesicht des alten Mannes, der ihn von unten her anschaute.

»Freust du dich darüber, daß man dich erwählt hat?«

»Jetzt ja.«

»Komm noch näher. Ich will dich berühren, mein Kleiner. Bleib vor mir stehen - bitte.«

Das tat er auch.

Sträter löste seine Hände von den Lehnen des Rollstuhls und faßte den Jungen an. Der rührte sich nicht. Als die krummen Finger des Alten über seine Handrücken strichen, da glaubte er, von altem, trockenem Laub berührt zu werden.

»Hast du Angst vor der großen Stunde?«

Elohim schüttelte den Kopf.

»Das ist gut.« Der Alte mußte sich vor der nächsten Frage räuspern. »Weißt du, wer ich bin?«

»Man hat es mir gesagt.«

»Was sagte man dir?«

»Sie sind ein bedeutender Mann. Sie sind sehr alt. Sie haben viel erlebt und gesehen. Sie sind ein Mensch mit besonderen Begabungen. Sie sind wichtig für mich.«

»Nicht nur für dich, für alle. Ich habe lange gelebt, das stimmt. Ich habe lange gesucht, das stimmt auch. Und ich bin froh, in meinem hohen Alter endlich jemand gefunden zu haben, der den großen Plan, der mich mein Leben lang verfolgte, in die Tat umsetzte. Ich habe es

nicht geschafft, ich war nur der Mittler, das Medium, doch du, mein Freund, hast eine Abstammung, die ich mir gern gewünscht hätte.«

»Danke.«

»Bist du bereit, der Finsternis entgegenzutreten?«

»Ich warte auf die Dunkelheit.«

»Hat man dich vorbereitet?«

Elohim nickte. »Mein Wissen ist vorhanden, und ich weiß, daß ich hier unter Freunden bin.«

»Ja, du bist unter Freunden, aber du kannst nicht von deinem Wissen sprechen. Es steckt noch in den Kinderschuhen. In der folgenden Nacht, wenn die Finsternis hereinbricht, wird sich auch dein Wissen ändern. Dann wirst du lernen, die Gesetze der Welt zu begreifen, und du wirst all diejenigen aus dem Weg räumen, die versuchen werden, dich einzuschüchtern. Ist das klar?«

»Ich weiß es.«

»Dann möchte ich dich bitten, hier und jetzt den heiligen Schwur abzulegen.«

Elohim zögerte einen Moment. Dann schließlich nickte er. »Ja, ich werde es tun!«

»Sprich mir nach, mein Junge. Ich schwöre, den alten Kräften zu dienen, die seit Beginn der Zeiten schon vorhanden sind. Ich schwöre es, den Kreaturen der Finsternis einen Platz zu geben, die leider im großen Kampf gegen Licht und Schatten verloren haben. Ich schwöre, ihnen den Weg zu bereiten, daß sie die Niederlage nicht noch einmal erleben und wieder das werden können, was ihnen zusteht. Hast du das alles genau verstanden, mein Freund?«

»Ja.«

»Dann wiederhole die Sätze.« Der alte Mann hatte mit einer so lauten Stimme gesprochen, die gar nicht zu ihm paßte. Er schien noch einmal zu wachsen und sich an seine eigene Jugend zu erinnern, die ihm damals große Kraft gegeben hatte.

Elohim hatte alles behalten. Er schaute über das glatte Haar des Dr. Sträter hinweg, und sein Blick schien sich dabei zu verlieren. Er sah aus wie jemand, der zwar sprach, dessen Gedanken jedoch in fernen Regionen weilten, die einzig und allein für ihn sichtbar waren.

Sie alle hörten zu.

Sie alle waren gebannt.

Besonders Dagmar, denn sie saß wie eine Puppe auf ihrem Platz und hatte die Hände zu Fäusten geballt. Sie erlebte in diesen Sekunden den ersten wirklich großen Triumph und wußte nun, daß all ihre Mühen einen Sinn gehabt hatten.

Nichts unterbrach die Feierlichkeit des Augenblicks. Auch als Elohim geendet hatte, blieb die Stille noch eine Weile bestehen, bis Dr. Sträter röchelnd ausatmete und in seinem Rollstuhl zusammensackte, als wäre

die Energie, die ihn in den letzten Minuten hochgehalten hatte, verbraucht.

»Ich bin müde«, sagte er. »Ich muß etwas ruhen, damit ich den Anbruch der Finsternis genießen kann.«

Dagmar erhob sich. »Ich bringe Sie in den Schlafraum, Dr. Sträter. Dort wird man Sie nicht stören.«

Er nickte. Wieder sah es so aus, als würde sich der Kopf vom dürren Hals lösen. An ihm wuchs die Haut wie Lappen, die sich übereinandergeschichtet hatten.

Die Frau ging vor. Sehr stolz, mit hocherhobenem Haupt. Der alte Mann folgte ihr. Er saß nicht mehr so aufrecht, war im Rollstuhl zur Seite gekippt und sah aus, als hätte er Mühe, sich überhaupt in seinem Gefährt zu halten.

Das Schlafgemach bestand bei dieser Suite aus zwei Räumen, denn ein geräumiges Bad gehörte ebenfalls dazu. Man konnte es durch eine Seitentür betreten.

»Ich bleibe in meinem Stuhl sitzen«, sagte er, und damit war Dagmar verabschiedet.

Als sie wieder zu den anderen zurückkehrte, war Angelo eingetroffen. Sie sah es seinem Gesicht an, daß er schlechte Nachrichten hatte, und sie fragte nur: »Was war los?«

»Ich finde Curzo nicht!«

Dagmar begriff nicht. »Wie meinst du?«

»Wir hatten ihn zu Franca Simonis geschickt.«

»Und?«

»Er war nicht in unserem Zimmer.« Dagmar überlegte. »Was denkst du?« fragte sie dann.

»Ich kann es dir nicht sagen.«

»Warst du bei ihr?«

»Nein, ich wollte dir zuvor Bescheid geben, damit wir über gewisse Dinge reden.«

»Das werden wir auch. Nun zur anderen Sache. Hast du herausgefunden, wer dieser Mann und die Frau sind?«

Angelo lächelte nicht, obwohl er eine positive Nachricht aufzuweisen hatte. »Die Frau heißt Jessica Long…«

»Der Name sagt mir nichts.«

»Aber der Mann…«

»Was ist mit ihm?«

»John Sinclair!«

Dagmar schwieg. Plötzlich verlor ihr Gesicht an Farbe. Sie hatte Mühe, stehenzubleiben, mußte sich jedoch an einer Stuhllehne abstützen. Scharf atmete sie aus.

Elohim schüttelte den Kopf, weil er die Reaktion seiner Gouvernante nicht begriff. »Dagmar, was ist los mit dir? Wer ist dieser John

Sinclair? Warum fürchtest du dich vor ihm?«

»Ich brauche mich nicht vor ihm zu fürchten.«

»Doch, du siehst so aus.«

»Nein, Elohim, wenn sich einer vor ihm fürchten muß, dann bist du es, mein Kleiner.«

»Ich?« Er wollte lachen, das aber blieb ihm im Hals stecken. Er krächzte: »Wieso ich denn?«

»Weil John Sinclair dein Todfeind ist!«

***

Franca Simonis legte tatsächlich die Karten auf den Tisch. Schon ihr erster Satz war ein Hammer.

»Ich arbeite für den Vatikan, John!«

Ich schwieg. Diese Eröffnung hatte mir die Sprache verschlagen. Mit allem hätte ich gerechnet, damit allerdings nicht, und ich merkte, daß durch meinen Kopf zahlreiche Gedanken huschten, die sich jedoch nicht zu einer Linie finden konnten.

Was hatte der Vatikan damit zu tun?

Diese Frage stand wohl in meinen Augen zu lesen, denn Franca sagte: »Ich werde es dir gleich erklären, John. Ich muß hinzufügen, daß du eine der wenigen Personen bist, die ins Vertrauen gezogen werden. Außenstehende wissen kaum etwas von uns.«

»Das glaube ich.«

Sie lächelte. »Wir haben uns auch verpflichtet, nicht an die Öffentlichkeit zu gehen, aber die Zeiten ändern sich, und alte Versprechen können nicht mehr eingehalten werden.«

»Das habe ich gehört.«

Franca preßte die Lippen zusammen, was ihrem Gesicht einen bitteren Ausdruck verlieh. »Es ist einfach schlimm geworden, die anderen Kräfte formieren sich.«

»Gegen wen?«

»Gegen uns, zum Beispiel.«

»Wer, bitte schön, seid ihr genau?«

Franca Simonis drückte ihren Rücken durch. Mit beiden Händen fuhr sie in ihr Haar. Sie hatte sich wieder erholt, die Gesichtszüge zeigten eine gewisse Entspannung. »Wie ich dir sagte, wir arbeiten für den Vatikan, und wir haben auch einen Namen. Wir sind die Weiße Macht.«

»Nie gehört«, erwiderte ich spontan.

Die Antwort verband sie mit einem Lachen. »Kann ich mir vorstellen, denn das ist auch der Sinn einer Geheimgesellschaft. Ich möchte dir allerdings versichern, daß es uns schon sehr lange gibt und wir auch hin und wieder effektiv gearbeitet haben. Ich versichere, daß wir unsere Augen überall haben.«

»Auch in meinen Gefilden?«

»Selbstverständlich«, gab sie zu. »Nur sahen wir bisher keinen Grund, uns dir gegenüber zu offenbaren, obwohl es irgendwann einmal kommen würde, wie du ja heute erlebt hast. Da haben sich eben die Zeiten sehr geändert, und es war nur eine Frage der Zeit, bis sich unsere Wege kreuzen würden.«

»Das haben sie jetzt getan. Ich komme mir dabei vor wie jemand, den man ins eiskalte Wasser geworfen hat, der dazu noch Nichtschwimmer ist und sich an der Oberfläche halten muß. Ich paddle noch herum und suche die Eisscholle, auf die ich mich retten kann. Bitte, ich möchte von Ihnen Einzelheiten wissen.«

»Wir sind die Weiße Macht, werden vom Vatikan finanziert und haben unseren Sitz in Turin.«

»So weit, so gut«, sagte ich.

»Wir haben die Rolle eines Beobachters übernommen. Wir sind keine Trendsetter, aber wir suchen nach Strömungen, die unseren Intensionen entgegenlaufen. Nur beschäftigen wir uns nicht mit Kleinigkeiten, wir greifen dann ein, wenn die Gefahr zu einer globalen Macht wird.«

»So wie jetzt.«

»Wie hier in Pontresina!« bestätigte sie.

Ich wurde noch präziser. »Wie hier im Hotel.«

»Genau.«

»Dann möchte ich mal von unten beginnen, Franca, und die Weiße Macht vorn anstellen. Mir geht es um den Toten. Ich habe sein wahres Gesicht gesehen. Es war eine Fratze wie von…«

»Einem Reptil!« sagte sie.

»Exakt. Dann hast du sie auch gesehen?«

»Sicher, John, sicher.«

»Und weiter?«

Sie hob die Augenbrauen und atmete mit offenem Mund. Dann stand sie auf, ging zum Fenster, blieb dort stehen und schaute über den Ort hinweg gegen die Berge. »Du hast ihn gesehen, ich habe ihn gesehen. Ist er dir zum erstenmal begegnet?«

»Nein, Franca!«

Sie war zum Du übergegangen, dabei blieb sie auch. »Dann weißt du, welche Gefahr sich da zusammenbraut.«

»Ja, das habe ich erkannt. Ich hatte sie schon vor einigen Wochen verfolgt und einen sehr schweren Stand gegen sie gehabt. Ich weiß, daß sie sich Kreaturen der Finsternis nennen und sehr alt sind. Sie haben es im Laufe der Zeit geschafft, sich den Menschen anzupassen, ohne allerdings ihr wahres, ihr erstes Gesicht verloren zu haben. Liege ich soweit richtig? Paßt das auch in deine Nachforschungen?«

»Alles korrekt. Du hast gesagt, daß sie sehr alt sind. Da möchte ich

dich berichtigen, John. Diese Kreaturen sind uralt. Manche sagen, daß sie so alt sind wie die Welt. Es sind die Dämonen, die damals bei den großen Kämpfen, als das Reich des Bösen sich erhob, um Gott von seinem Thron zu stürzen, schon mitgemischt haben. Da waren sie die Helfer gewesen. Die Krieger der aufständischen Engel, wenn ich das mal so salopp sagen darf.«

»Kein Widerspruch.«

»Aber sie haben verloren.«

»Was wiederum die Geburtsstunde Luzifers war, des absolut Bösen. Es war das Ende und gleichzeitig ein neuer Beginn. Er gehörte zu denen, die nie aufgegeben haben. Sie sind verbannt worden, aber sie haben es geschafft, eine neue Macht zu bilden und diese auch über die Zeiten hinweg zu retten.«

»Sehr gut. Und weiter…«

»Diese Macht hat einen Namen.«

»Luzifer!«

Franca drehte mir den Rücken zu und schüttelte dabei den Kopf. »Im Prinzip hast du ja recht, weil sich alles Böse auf die Ursprünge und damit auch auf Luzifer zurückführen läßt. Aber es gibt da trotzdem Unterschiede, denn du weißt selbst, daß sich im Laufe der Zeit etwas entwickelt hat. Es ist doch wie der Stein, den du ins Wasser wirfst und der dann Wellen schlägt. So war es auch hier. Das Böse zweigte ab. Es verlief sich in verschiedenen Richtungen. Dämonen aller Art entstanden und bekämpften sich. Die Hölle wurde geboren und nicht nur in den Köpfen oder der Phantasie der Menschen. Du weißt es am besten, John, denn du hast immer wieder gegen die Auswüchse gekämpft. Aber es ist gleichzeitig etwas von der alten Ursprünglichkeit geblieben, eben von diesen Urdämonen, den Kreaturen der Finsternis, den einzig wahren, wenn ich das so hinstelle.«

»Die jetzt im Vormarsch sind, wie wir beide schließlich sehr genau wissen.«

»So ist es.«

»Aber das ist mir zuwenig. Kannst du nicht konkreter werden, denn hier wird ja auch bald etwas Konkretes ablaufen.«

Franca drehte sich wieder um, kam zu mir, passierte mich und setzte sich wieder auf das Bett. »Wie ich dir schon sagte, halten wir von der Weißen Macht die Augen auf. Wir haben herausgefunden, daß sich die Kreaturen der Finsternis zu einem Bund zusammenschließen wollen. Sie möchten auch einen Anführer bekommen, der ihnen sagt, wo es langgeht. Das war in den Urzeiten auch so, da hieß der Anführer Luzifer, und er war ein ehemaliger Engel, dem das Streben nach der absoluten Macht zum Verhängnis geworden ist.«

»Soll sich das hier wiederholen?«

Ein sehr ernster Blick traf mich. »Alles deutet darauf leider hin,

John.«
»Luzifer also?«
»Nein.«
»Das weißt du genau?«
»Du kannst es mir glauben«, erklärte sie nickend. »Wir haben schon unsere Erfahrungen gesammelt. Es ist nicht Luzifer, es ist, sagen wir mal, eine ähnliche Person, Gestalt oder ein ähnliches Wesen. Es hat auch einen Namen. Es heißt Henoch!«
Ich saß still. Da war der Name wieder gefallen, den ich schon einmal gehört hatte, wobei ich allerdings nicht dazu gekommen war, mich näher damit zu beschäftigen.
Mein Schweigen hatte Franca etwas irritiert. »Du bist so still. Denkst du über ihn nach?«
»Sicher.«
»Kennst du ihn?«
Ich zündete mir eine Zigarette an, schaute dem aus meinen Nasenlöchern fließenden Rauch nach, nickte und sagte dann mit leiser Stimme: »Ja, ich kenne ihn.«
»Und weiter?«
»Willst du eine Erklärung von mir?«
»Die hätte ich gern, weil ich wissen möchte, wie weit du über die Anfänge informiert bist.«
»Bestimmt nicht so gut wie du.«
Sie lächelte mich an. »Versuch es trotzdem - bitte.«
»Ich liege sicherlich nicht falsch, wenn ich sage, daß Henoch einer der Urväter der Engel ist.«
»Weiter bitte…«
»Henoch soll damals noch über den sieben Erzengeln gestanden haben, wenn ich den Mythos richtig verstanden habe.«
»Das hast du, John«, sagte sie. »Weißt du auch, weshalb er über den anderen stand?«
»Nein.«
»Weil er anders war.«
»Wie anders.«
Sie räusperte sich. »Wie stellt man sich einen Engel vor?« Franca gab die Antwort selbst. »Als Wesen, die man mit dem Begriff feinstofflich umschreiben kann. Auf deren Rücken Flügel wachsen, damit sie sich durch die Lüfte bewegen können, um so sehr schnell von einem Ort zum anderen zu gelangen.«
»Wunderbar, Franca. Bisher stimmen wir in unseren Ansichten überein.«
»Aber Henoch war anders.«
»Wie?«
»Es war ein Geist, er war nicht sichtbar. Er gehörte nicht zu den mehr

körperlichen oder begreifbaren Engeln, sondern zu den visionären optischen Geschöpfen, die sich durch den Himmel bewegen. Er ist also nicht sichtbar gewesen, obwohl es ihn gab.«

»Dann war Henoch ein Geist!«

»Er *ist* ein Geist, John!« korrigierte sie mich.

Sie hatte das Wort *ist* besonders betont, und ich wußte Bescheid. »Er lebt noch.«

»Er existiert.«

»Gut, auch das.« Ich drückte meine Zigarette aus. »Wenn ich mir alles durch den Kopf gehen lasse und dabei an Henoch hängenbleibe, komme ich zu dem Entschluß, daß er den normalen Engeln nicht eben positiv gegenübersteht.«

»Das stimmt.«

»Er ist auch ein Abtrünniger gewesen? So wie Luzifer?«

»Nicht direkt.«

»Woher weißt du das?«

Franca hob die Schultern. »Ich gebe zu, daß ich mich dabei zumeist auf Legenden verlasse. Aber wie das so ist, viele Menschen glauben eben an Legenden und verändern sie dann zu einer Wahrheit, die nur für sie interessant ist.«

»Gut, bleiben wir bei Henoch. Er wurde zu einem Abtrünnigen, wenn ich das richtig sehe.«

»Ja, später dann. Er frönte zudem seinen Gelüsten, und da muß ich sagen, daß es ja nicht nur männliche Engel gibt, sondern auch weibliche, die sogar die Prostitution eingeführt haben, sagt man in der Überlieferung oder Legende.«

»Lilith!«

Francas Augen weiteten sich für einen Moment. »Gut getippt, John. Es ist Lilith, die in diesem Film ebenfalls eine nicht unbeachtliche Rolle spielt, denn ausgerechnet an sie hat sich Henoch gewandt, denn sie war praktisch der Auslöser für seine Veränderung. Beide taten sich zusammen und schlossen einen Pakt, wobei sie den unheiligen Segen Luzifers bekamen. Er hatte nichts dagegen.«

Allmählich klärte sich das Bild, und diesen Begriff der Finsternis sah ich wie eine drohende Vision erscheinen. Über meinen Rücken streifte eine unsichtbare kalte Hand, denn die Verbindung Lilith/Henoch jagte mir Angst ein.

»Denkst du nach?«

»Und ob. Ich versuche nur, die Kreaturen der Finsternis mit in diesen Reigen hineinzupacken.«

»Das ist simpel. Jeder, der glaubt, etwas zu sagen zu haben, baut sich eine Hausmacht auf. So war es, so ist es, so wird es immer sein, da kann passieren, was will. Aber bleiben wir in der Vergangenheit. Auch Henoch und Lilith haben natürlich versucht, sich eine Hausmacht

aufzubauen, und das ist ihnen nach einiger Zeit gelungen. Ihre Hausmacht sind die Kreaturen der Finsternis.«

»Gehören sie nicht zu Luzifer?« fragte ich.

»Nein, John, er gab ihnen nur den Segen. Oder hast du das etwa geglaubt?«

»Ich ging bisher davon aus.«

»Ganz falsch ist es nicht. Er ist eben die unerklärliche und überaus furchtbare Macht im Hintergrund. Wir haben einen Vorteil. Das Böse ist damals besiegt worden, ohne daß es allerdings ganz zerstört wurde. Es haben sich auf der Erde die Menschen entwickelt, und Menschen sind eben keine Maschinen. Sie sind komplizierte Geschöpfe, die menschlich reagieren und den Versuchungen oftmals nicht widerstehen können. Und sie werden oft in Versuchung geführt, das brauche ich dir nicht zu erzählen. So ist es auch mit den Menschen, die sich hier im Hotel Krone versammelt haben. Nicht alle Gäste gehören zu ihnen, leider ein Großteil davon. Sie warten auf die Finsternis, die in der folgenden Nacht erscheinen wird. Da wirst du trotz des klaren Himmels keinen Stern sehen. Da wird sich eine urzeitliche Dunkelheit über das Land legen, als hätte jemand ein Tuch ausgebreitet, und dann ist seine Stunde sehr nah.«

»Henochs!«

Franca nickte. Ich sah, daß auch sie eine Gänsehaut bekommen hatte, weil sie eben über diesen furchtbaren Vorgang nachdachte. Sogar Tränen glitzerten in ihren Augen.

Ich hielt meine bedrückenden Gefühle zurück und fragte: »Du weißt genau, daß er kommen wird, aber wie wird er erscheinen? Wird er als Geist aus der Finsternis steigen?«

»Du kommst der Lösung sehr nahe.«

»Bitte, Franca…«

»Er wird als Geist kommen. Man wird ihn durch ein Medium anlocken, das bereits eingetroffen ist. Und sein Geist wird in den Körper eines anderen fahren, um durch ihn eine gewaltige Wiedergeburt zu erleben. So und nicht anders ist es geplant.«

»Weißt du, wer dieser Mensch ist?«

Sie nickte.

Ich schaute sie an. Es fiel ihr schwer, eine Antwort zu geben. Auf der Stirn lag Schweiß, aber ich hatte sehr genau zugehört und konnte auch gewisse Dinge addieren. Ich dachte an die Szene in der Hotelhalle und stellte eine kurze Frage.

»Ist es der Junge?«

Franca schluckte, dann nickte sie. »Ja, John Sinclair, es ist der Junge.«

»Wie heißt er?«

»Elohim.«

Ich runzelte die Stirn. »Moment mal, das ist hebräisch, wenn mich nicht alles täuscht.«

»Du hast recht.«

»Hat dieser Name, der ja sehr ungewöhnlich ist, eine tiefere Bedeutung?«

»Sicher. In der Luther-Bibel wurde der Name mit Gott übersetzt. Das stimmt aber wohl nicht, denn in alten lateinischen Übersetzungen bedeutet der Name Götter. Manche sagen auch Götze. Er ist kein guter Gott, er ist ein Götze, oder er wird in der folgenden Nacht zu einem solchen gemacht, wenn Sie verstehen.«

»Ja, das habe ich begriffen«, flüsterte ich, schüttelte aber gleichzeitig den Kopf, weil ich es einfach nicht fassen konnte, daß ein Kind dazu ausersehen war, den Geist dieses abtrünnigen Engels in sich aufzunehmen.

»Ist die Eröffnung sehr schlimm für dich gewesen?« wollte Franca Simonis wissen.

»Das kann man wohl sagen. Ich frage mich natürlich, wieso dieser Junge? Woher stammt er?«

Sie massierte vorsichtig die Haut an ihrem verbrannten Knöchel. »Ja, das ist eine gute Frage. Woher stammt er? Ich weiß es nicht. Auch meine Freunde wissen es nicht. Wir kennen seine Eltern nicht, wir wissen nicht, wo er großgezogen worden ist. Wir wissen auch nicht, wie sie gerade auf ihn gekommen sind. Es muß da schon ein Geheimnis um ihn geben, das auch bisher geheimgehalten werden konnte. Dieser Junge ist, da bin ich mir sicher, etwas Besonderes.«

»Das denke ich auch. Woher hast du von ihm erfahren?«

»Wir haben davon erfahren, unsere Organisation. Es ist uns gelungen, in den Kreis einiger Satanisten einzudringen und ihren Anführer für eine Weile festzuhalten. In einem Anfall von Wut hat er dann geplaudert und von der Finsternis sowie von Henochs Rückkehr berichtet. Leider mußten wir diesen Mann laufenlassen. Wir sind auch keine Mörder, wir haben ihn nicht umgebracht, obwohl er uns sicherlich mehr über die Kreaturen der Finsternis hätte sagen können. Aber wir hielten ihn unter Beobachtung.«

»Kenne ich ihn?«

»Das glaube ich nicht, John.« Franca schüttelte den Kopf. »Du wirst ihn jedoch kennenlernen, denn er ist hier.«

»Was?«

»Ja, hier im Hotel, denn er ist das Medium für Henoch, damit er in den Körper des Jungen einsteigen kann.«

»Wie heißt er?«

»Dr. Sträter. Er ist ein sehr alter Mann, und er hat sich ein ganzes Leben lang mit diesen Kräften beschäftigt. Jetzt ist er so schwach, daß er in einem Rollstuhl sitzt, aber er ist trotzdem noch gefährlich, denn

nur durch ihn kann Henoch den Jungen übernehmen.«

»Gesehen habe ich ihn noch nicht.« Ich fuhr durch mein Haar. »Verdammt, den müssen wir stoppen.«

»Wir beide, John?« fragte sie spöttisch.

»Wer sonst?«

»Ich kenne dich, ich will dir auch nicht zu nahe treten, aber es wird für uns sehr schwer werden, gegen diese Finsternis und ihre mächtigen Kräfte anzukommen. Schau nach draußen, die Sonne sinkt bereits. Die Schatten der Dämmerung werden nicht lange auf sich warten lassen. Dann ist es nicht mehr weit, bis ihre Zeit kommt. Die Stunde der Verdammnis ist leider sehr nahe. Ich will dir keinen Rat geben, doch ich würde vorschlagen, daß wir uns vorerst noch zurückhalten. Wir wollen die andere Seite nicht noch mißtrauischer machen, als sie es schon ist. Von mir wissen sie.«

»Und von mir auch«, sagte ich, »obwohl ich in diesen Fall hineingeschliddert bin.«

»Das glaube ich dir jetzt.«

Ich sprang auf und schlug mir gegen die Stirn. »Wenn ich all das gewußt oder zumindest geahnt hätte, wäre ich mit einer Unterstützung hergekommen. So aber habe ich mich von einer Freundin breitschlagen lassen, mit ihr zusammen hier Urlaub zu machen. Denk mal darüber nach, Franca. Nicht nur ich befinde mich in einer großen Gefahr, woran ich mich schon gewöhnt habe, auch sie, Jessica Long.«

»Ich weiß.«

»Und die andere Seite weiß auch, daß ich ein Gegner bin.« Dabei dachte ich an den morgendlichen Spaziergang, den Jessica und ich auf dem See unternommen hatten. Ich war plötzlich eingebrochen, obwohl das Eis nicht dünner geworden war. Da hatte man mich schon mit einer ersten Warnung »beglückt«. Wäre Jessica nicht gewesen, hätte es für mich keine Rettung gegeben.

Noch im nachhinein rann mir ein Schauer über den Rücken. Ich blickte neben das Bett.

Dort lägen die Lumpen einer Gestalt, die einmal zu den Kreaturen der Finsternis gehört hatten. Als ich daran dachte, schoß mir ein Gedanke durch den Kopf.

Bevor Jiri, einer derjenigen, die über die Kreaturen Bescheid wußten, gestorben war, hatte er uns praktisch als schauriges Testament mit auf den Weg gegeben, daß sich eine Kreatur der Finsternis praktisch in unserer Nähe aufhielt und uns unter Kontrolle hielt. Leider war es uns nicht möglich, das eigentliche Gesicht dieser Kreatur zu sehen. Man kann sich vorstellen, mit welchen Gedanken wir in den vergangenen Wochen durch die Welt gelaufen waren.

Das Mißtrauen war wie ein Klotz gewesen, der schwer in unserem

Magen lag. Es war zwar bei mir kleiner geworden, mit der direkten Konfrontation dieser Wesen war es jedoch wieder hochgestiegen.

Franca Simonis wollte wissen, worüber ich nachdachte, doch ich schüttelte den Kopf. »Nein, ich möchte dich nicht noch mehr belasten. Es sind Dinge, die in der Vergangenheit liegen und nur mich etwas angehen. Wichtig ist, daß es uns gelingt, den eigentlichen Vorgang zu stoppen. Henoch darf keinen neuen Körper finden.«

»Das meine ich auch.«

»Hast du denn eine Idee?«

Franca bewegte den Kopf von einer Seite auf die andere. »Das ist schwer genug, John.«

»Du bist doch eingeweiht!«

»Trotzdem oder gerade deshalb fällt es mir so schwer. Vielleicht bin ich auch betriebsblind. Ich kenne die Formalitäten, so wie sie ablaufen sollen.«

»Okay und wie?«

»In der folgenden Nacht, wenn die Dunkelheit sich über das Land gelegt hat, werden sich alle Personen hinter dem Hotel auf der Natureisfläche versammeln. Sie werden dort ihre Fackeln anzünden, den großen Kreis bilden und auf das Ereignis warten. Das habe ich herausfinden können, mehr allerdings nicht.«

»Was ist mit den übrigen Gästen, die nicht zu ihnen gehören?«

»Man schaltet sie aus.«

»Töten?«

»Nein, wo denkst du hin? Man wird ihnen etwas ins Essen mischen. Danach haben die Kreaturen der Finsternis freie Bahn. Ich kann dir sagen, daß sich unter ihnen mächtige Leute befinden. Menschen mit Einfluß auf Politik und Wirtschaft. Es sieht so aus, als wollten die Kreaturen der Finsternis die Welt erobern oder zurückerobern und dies eben durch Henoch und den Jungen in die Tat umsetzen.«

»Ja«, gab ich aufstöhnend zu, »daran habe ich leider auch schon gedacht.« Ich schüttelte den Kopf.

»Es muß doch eine Chance geben, sie zu stoppen.«

Franca lachte. »Willst du eine Maschinenpistole nehmen und in die Menge hineinschießen?«

»Nein.«

»Ich sehe keine.«

»Ich habe das Kreuz!«

»Das weiß ich, John. Wie schon erwähnt, wir sind über dich informiert. Du bist der Sohn des Lichts.« Sie schaute mitleidsvoll. »Aber vergiß es. Das Kreuz wird dir nichts nutzen. Diese Erlösung fand erst viel später statt.«

»Das ist wahr, aber ich setze trotzdem darauf.«

»Was macht dich so mutig.«

»Das hier.« Ich holte das Kreuz hervor und ließ es mit der Oberseite auf meiner flachen Handfläche liegen. Dann tippte ich mit der Spitze des Zeigefingers gegen die verschiedenen Enden und fragte Franca, ob sie die dort eingravierten Buchstaben erkannte.

»Ja, natürlich. Was bedeuten sie?«

Ich war froh, daß sie die Frage stellte, denn alles über mich wußte sie auch nicht. »Schau dir die Buchstaben an, Franca, dann wirst du vielleicht begreifen.«

Sie sprach sie flüsternd aus. »Ein M, ein R, ein G und ein U. Ja, das sind sie.«

»Korrekt. Es sind die Anfangsbuchstaben der vier mächtigen Erzengel Michael, Raphael, Gabriel und Uriel. Unter anderem ihnen hat es der Erschaffer des Kreuzes, der Prophet Hesekiel, geweiht. Er hat praktisch ihren Segen bekommen.«

Franca Simonis trat einen kleinen Schritt zurück. Dabei atmete sie so heftig ein, daß ihre Nasenflügel vibrierten. »Das ist… das ist unglaublich. Ich muß dir Abbitte leisten. Du bist mächtiger, als ich gedacht habe.«

»So schlimm ist es auch nicht«, erwiderte ich. »Ich fühle mich auch nicht als Machtfaktor. Ich versuche nur, eine Aufgabe zu erledigen, die nicht immer einfach ist.«

Sie legte mir eine Hand auf die Schulter. »Bist du nicht oft deprimiert?«

Ich schaute in ihr feingeschnittenes Gesicht. »Ja, das bin ich, Franca, aber darüber möchte ich jetzt nicht reden. Wir müssen uns auf die Zukunft konzentrieren. Dir traut man nicht. Man hat dir einen Killer geschickt. Sie werden ihn vermissen, und ich frage dich, wo du dich verstecken willst in diesem Hotel?«

»Verstecken?«

»Ja.«

»Um Himmels willen. Daran habe ich nie gedacht. Nein, ich werde mich nicht verstecken. Ich werde in die Offensive gehen und mich auch öffentlich zeigen.«

»Du bist mutig.«

»Nur so kann man sich dieser Brut entgegenstellen. Ich bleibe hier, ziehe mich um und werde nach unten in die Bar gehen oder mich zumindest in deren Nähe aufhalten.«

»Das ist vielleicht ganz gut.«

»Was machst du?«

»Mal sehen.«

Sie lächelte etwas schief. »Denk daran, daß in deinem Zimmer noch jemand auf dich wartet, dem du eine Erklärung schuldest.«

»Ja, das weiß ich.«

»Bring es in die Reihe, John, bitte.«

»Okay, ich werde es versuchen.«

Nach dieser Antwort verließ ich das Zimmer. Im Flur hörte ich, wie Franca Simonis die Tür abschloß. Den Schlüssel drehte sie zweimal herum, um sicherzugehen.

Ich ging langsam über den breiten Teppich. Niemand kam mir entgegen. Wenn mich jemand gefragt hätte, wie ich mich fühlte, hätte er die entsprechende Antwort bekommen.

Wie jemand, dem man den Boden unter den Füßen weggezogen hat…

***

Ich war nicht in mein Zimmer und zu Jessica gegangen, sondern hatte das Hotel auf der Rückseite verlassen. Es lag auch nicht daran, daß ich Angst vor einer Aussprache gehabt hätte, nein, diese Tat hatte einen anderen Grund.

Ich wollte mir das Gelände noch bei Tageslicht ansehen, wo nach Einbruch der Dunkelheit das große, schreckliche Ereignis stattfinden sollte.

Franca Simonis hatte von einer Eisbahn gesprochen. Es war eine Natureisbahn, denn im Sommer tummelten sich hier die Gäste im Swimmingpool. Die Liegen standen nicht mehr am schmalen Rand, sondern waren bereits unter ein schützendes Dach geräumt worden. Niemand hielt sich außer mir an der Eisbahn auf.

Ich kam mir einerseits sehr einsam vor, dann wiederum nicht, weil ich den Eindruck hatte, von zahlreichen Augenpaaren unter Kontrolle gehalten zu werden.

Augen, die den Menschen gehörten, die möglicherweise hinter den Fenstern ihrer Zimmer standen und auf die Rückseite des Hotels hinabblickten. Ich schaute an der Fassade hoch, die durch die untergehende Sonne einen leicht rötlichen Anstrich bekommen hatte, als wäre diese Farbe schon ein Zeichen für das Blut, das in der folgenden Nacht vergossen werden sollte.

Sehr hoch ragte die Fassade aus der neoklassizistischen Zeit vor mir auf. Das Haus stand da wie ein Berg. Die ersten Scheinwerfer waren eingeschaltet worden, viel zu früh, denn es war noch hell.

Ich umschritt die Eisfläche. Schaute dabei auf die Oberfläche, die gar nicht so glatt schien, wie sie eigentlich hätte sein müssen. Ich riskierte es und betrat sie.

Vorsichtig setzte ich meinen Fuß darauf. Er fand sogar Halt. Ich zog den zweiten nach, und wenig später schritt ich über die Fläche hinweg, ohne auszurutschen. Sie war aufgerauht worden, und man konnte beinahe normal auf ihr gehen.

Es war kalt geworden. Pontresina liegt fast 1800 Meter über dem Meeresspiegel. Sobald die Sonne hinter den Graten der Berge

versunken war, kehrte die Kälte zurück.

Allerdings wehte so gut wie kein Wind, und deshalb ließen sich die Temperaturen ertragen.

Ich ging quer über den Pool. Kufen von Schlittschuhen hatten ihre Spuren hinterlassen, denn oft genug wurde hier auf der Fläche gelaufen. Das Hotel beschäftigte sogar eine eigene Trainerin.

Ich wußte selbst nicht, was ich hier suchte. Spuren konnte ich kaum finden. Vielleicht hatte ich mich auch unbewußt in die Rolle eines Märtyrers hineingedrängt oder eines Lockvogels, der wollte, daß die andere Seite auf ihn aufmerksam wurde.

Wie dem auch sei, ich fühlte mich auch in den folgenden Minuten nicht besser.

Immer wieder kreisten meine Gedanken um den Fall. Ich versuchte, gewisse Dinge noch besser in Einklang zu bringen und dachte auch an die Organisation, zu der Franca Simonis gehörte. Sie unterstand direkt dem Vatikan.

Es war kein Geheimnis, daß auch der Vatikan einen Geheimdienst unterhielt. Oft genug war über gewisse Aktivitäten des Staates im Staat geschrieben worden, aber das hatte mit der Weißen Macht meiner Ansicht nach wenig zu tun.

Sie saß in Turin, operierte von dort aus und wurde vom Vatikan sicherlich finanziell unterstützt.

Ich hätte gern gewußt, wer die Weiße Macht anführte, aber für Fragen dieser Art war keine Zeit gewesen. Außerdem hatten sie keine Priorität. Möglicherweise erfuhr ich das alles noch von meiner neuen Verbündeten.

Da ich die Eisfläche genau unter die Lupe genommen und noch nichts entdeckt hatte, konnte ich mich eigentlich auf den Rückweg machen. Einen letzten Blick warf ich gegen die westliche Kulisse der Berge, die im Licht der untergehenden Sonne ein grandioses Bild boten. Es war eine wunderschöne Landschaft, so rein und klar. Für mich schwer vorstellbar, daß fremde, düstere Mächte bald die Gewalt über all diese Schönheiten bekommen sollten.

Wie konnte ich sie stoppen?

Diese Frage beschäftigte mich. Daß ich darauf keine Antwort fand, machte mich nicht gerade froher. So stellte ich mir zwangsläufig die Frage, ob ich mir nicht zuviel vorgenommen hatte. Dabei hatte ich nur Urlaub machen wollen.

Immer mehr geriet ich darüber in Zweifel. Wirklich nur Urlaub. Oder waren die Weichen längst von anderen Kräften gestellt worden. Hatten andere hinter meinem Rücken bereits das Netz gewoben?

Ich hörte ein Geräusch.

Als ich mich umdrehte - noch immer stand ich auf der Eisfläche - sah ich an der Schmalseite die Gestalt eines Mannes. Er hielt sich dort auf,

wo auch die Liegestühle untergestellt waren. Die Gestalt stand zwar im Schatten, dennoch wußte ich, daß ich den Mann mit der Glatze noch nie zuvor gesehen hatte.

Gehörte er zu den Gästen?

Er trug einen Anzug, keinen Mantel darüber und schien auch nicht zu frieren. Wie ein Angestellter jedenfalls sah er nicht aus. Wie lange er dort schon gestanden und mich beobachtet hatte, wußte ich nicht. Ihm schien es lange genug gewesen zu sein, denn er gab sich einen Ruck und setzte sich dann in Bewegung.

Auf das Eis ging er nicht. Dafür schritt er an der Längsseite der Fläche entlang, und seine gedrungene Gestalt warf dabei einen Schatten, der doppelt so groß war.

Mir war längst klargeworden, daß dieser Mann etwas von mir wollte. Er war auch nicht aus reiner Freundschaft zu mir gekommen, das konnte ich sehr deutlich sehen.

Ich erwartete ihn.

Da das Eis etwas tiefer lag als das normale Bodenniveau, wirkte er auf mich größer.

Sein Gesicht zeigte im letzten Licht der Sonne einen bläulichen Schein. Es konnte durchaus an den Schatten liegen, die jetzt langgestreckt in das Tal hineinfielen.

Er wollte etwas von mir.

Als er stehenblieb, verzog er seine dicken, blassen Lippen zu einem Lächeln. »John Sinclair?« fragte er leise und mit neutral klingender Stimme.

»Ja. Wer sind Sie?«

»Ich heiße Bergmann.«

»Wie nett. Dann ist ja alles klar, nachdem wir uns gegenseitig vorgestellt haben.«

»Sie wollen nicht wissen, weshalb ich hier bin?«

»Das werden Sie mir bestimmt selbst sagen. Oder macht es Ihnen Spaß, hier nur in einem normalen Anzug bekleidet durch die kalte Bergluft zu laufen.«

»Sicherlich nicht.«

»Wie schön.«

»Ich werde Sie töten müssen!«

Er hatte die Katze aus dem Sack gelassen und wunderte sich darüber, daß ich nicht einmal erschrak.

Wenn man so lange im Job ist, wie ich es bin, dann ist man auch einiges gewohnt. Deshalb runzelte ich nur die Stirn und hob die Schultern.

»Haben Sie dazu nichts zu sagen?«

»Eigentlich schon, Mr. Bergmann. Nur wundert es mich, daß Sie dies vorhaben. Ich habe Ihnen nichts getan. Wir kennen uns nicht, haben

uns nie gesehen. Ich sehe deshalb kein Motiv.«

»Es gibt eines.«

»Klären Sie mich auf.«

»Sie hätten nicht kommen dürfen, denn es steht längst fest, daß Sie bestimmte Kreise gestört haben. Das können wir nicht hinnehmen. Wir müssen unsere Aufgabe erfüllen.«

»Sie warten auf die Finsternis.«

»Richtig, Sinclair. Für einen Außenstehenden sind Sie erstaunlich gut informiert.«

»Man tut eben, was man kann.«

»Ich auch.« Und dann trat er zu.

Ich hatte ihn unterschätzt und nicht damit gerechnet, daß er so blitzschnell und brutal reagieren würde. Er traf zwar nicht mein Kinn direkt, doch die Wucht des Trittes gegen Hals und Schulter reichte aus, um mich taumeln und dann auf das Eis fallen zu lassen, wo ich sehr hart aufprallte und noch ein Stück rutschte.

Bergman kam mir nach und zauberte einen Strick hervor. Er sprang auf die Eisfläche und rutschte nicht aus. Ich hörte es unter seinen Füßen knirschen. Die Schuhe waren mit Spikes ausgerüstet worden.

Wer einen anderen erdrosseln wollte, der mußte nicht mehr richtig im Kopf sein. Vielleicht steckte hinter der Maske auch ein anderer, eine Kreatur der Finsternis!

Er kam auf mich zu.

Er zeigte sich nicht als Urdämon, sondern weiterhin als Glatzkopf. Den Mund hatte er auseinandergezogen, so daß die Lippen ein verflucht böses Grinsen zeigten. In den dunklen Augen glitzerte es, als wären die Ränder mit kleinen Eiskörnern verziert.

Bergmann warf einen Schatten, der mich zuerst erreichen würde, wenn er seinen Weg fortsetzte.

Dann bewegte er seine rechte Hand, die auf mich zuhuschte.

Ich drehte mich zur Seite.

Nun ärgerte ich mich über die Dummheit, die Beretta im Zimmer gelassen zu haben. Mit einer Kugel hätte ich den Angriff leicht stoppen können, so aber wurde ich immer in die Defensive gedrängt.

Durch die Spikes unter seinen Füßen konnte sich der Mann hervorragend bewegen. Es war, als würde er auf einem normalen Boden laufen.

Ich stemmte mich hoch und schaute dabei auch über die linke Schulter her zu ihm zurück.

Er schwang seine Schnur wie ein Cowboy sein Lasso. Sein Ziel stand für mich fest. Er wollte mich mit dem Lasso erdrosseln.

Es flog heran, senkte sich, schlug noch einen Bogen und erwischte mich nicht. Ich verlor das Gleichgewicht und stürzte.

»Ich kriege dich, Sinclair!« schrie er, als ich kurz darauf wieder auf

den Füßen war.

»Dann komm!«

Breitbeinig hatte ich mich aufgebaut und erwartete diesen verfluchten Widerling.

Bergmann tänzelte. Er fintierte. Ich ließ mich nicht täuschen und behielt ihn im Blick.

Natürlich suchte ich nach einem Ausweg, um die verdammte Schnur stoppen zu können.

Es gab einen.

Ich verließ mich auf meine Jacke, schleuderte sie ihm entgegen und brachte den Kerl so aus dem Konzept. Nur nicht ausrutschen, hämmerte ich mir ein, dann war alles verloren.

Bergmann wehrte sich mit beiden Armen. Es sah für einen Moment so aus, als wäre er von einer Fledermaus gewaltiger Größe attackiert worden. Nach der Jacke kam ich.

Und mit mir meine Faust.

Ich hatte Glück, weil ich ihn mit einem klassischen Uppercut erwischte. Sein Kopf flog in den Nacken, ein gurgelnder Schrei wehte mir entgegen, dann krachte Bergmann auf den Rücken und dachte nicht mehr an sein Lasso.

Ich war flink. Bevor er den rechten Arm zur Seite ziehen konnte, hatte ich meinen Fuß auf sein Handgelenk gestellt. Ich verlagerte mein Gewicht auf die rechte Seite und drückte so hart zu, daß er eigentlich hätte vor Schmerzen schreien müssen.

Er tat es nicht.

Er starrte mich aus seiner liegenden Haltung heraus an. Sein Gesicht war verzogen, nicht vor Schmerz, sondern vor Haß. Und hinter der Haut entdeckte ich eine Bewegung, als würde dort ein grünlicher Nebel von einer Seite zur anderen schwingen.

Das war der Beweis.

Bei Bergmann hatte ich es mit einer Kreatur der Finsternis zu tun, die jetzt dabei war, mir ihr wahres Gesicht zu zeigen, wobei das menschliche noch überwog.

Ich nahm meinen Fuß nicht weg.

Mit den Händen tastete ich nach der Kette, um das Kreuz hervorzuholen. Ich bedankte mich innerlich bei Bergmann, daß er sich nicht wehrte und sich zunächst einmal darauf verließ, bei mir einen Schrecken entstehen zu lassen, wenn er sein wahres Gesicht zeigte.

Da hatte er sich getäuscht. Ich kannte die Kreaturen der Finsternis, damit erschreckte er mich nicht.

Mein Kreuz lag frei.

Erst jetzt fiel Bergmann auf, welch einen Fehler er begangen hatte. Nun begann er sich zu wehren.

Mit der freien linken Hand umschlang er mein linkes Bein, um mich

auf der glatten Fläche zu Boden zu reißen.

Das gelang ihm auch.

Zuvor jedoch hatte ich das Kreuz losgelassen. Senkrecht fiel es nach unten.

Genau auf sein Gesicht!

Er bekam es nicht schnell genug zur Seite gedreht. Als ich aufprallte und mich zur Seite drehte, hörte ich seine furchtbaren Schreie, die durch die Stille des hereinbrechenden Abends gellten, als wollten sie die fernen Berge erreichen, um zwischen ihnen lange Echos aufbauen zu können.

Ich rappelte mich auf und kroch auf allen vieren auf Bergmann zu, hütete mich dann, zu nahe an ihn heranzukommen, denn er war einem Irrsinn verfallen.

Das Kreuz lag zwar nicht mehr auf seinem Gesicht, es war davon herabgerutscht, aber es hatte seine Pflicht getan. Wo sich sonst Nase, Mund und Augen abzeichneten, kochte und brodelte es wie bei einer Säure, die dabei war, etwas auszulösen und zusätzlich noch einige Schwaden abgab, die über den Kopf hinwegtrieben.

Er schlug mit beiden Armen um sich. In der rechten Hand hielt er noch immer seine Waffe, die er nicht mehr gezielt einsetzte, sondern einfach durch die Gegend wuchtete, wobei er nicht darauf achtete, wohin er eigentlich schlug.

So traf er sich auch selbst.

Als er sich aufrichtete wie jemand, der hochschnellen wollte, sah ich, daß er auf der Kopfhaut blutete, während sich sein Gesicht auch weiterhin auflöste.

Es war eine graugrüne Masse, die aussah wie feuchte Asche und nach unten rann.

Dann kippte er zurück.

Bergmann erhob sich nicht mehr. Mitten auf der Eisfläche lag er und hatte sein verfluchtes dämonisches Leben ausgehaucht. In diesem Augenblick empfand ich einen wilden Triumph, es diesen Kreaturen einmal gezeigt zu haben. Es war ein völlig verständliches und menschliches Gefühl, da mich bisher doch nur der Frust in den Krallen gehalten hatte.

Ich holte tief Atem.

Es war mir klar, daß ich beobachtet wurde und man über weitere Aktionen nachdachte, aber ich hatte ihnen auch gezeigt, daß sie es mit mir nicht einfach haben würden, und es war eine helle Frauenstimme, die mich aus meinen Gedanken riß.

»John, mein Gott…!«

Ich drehte mich langsam um.

Vom Hotel her rannte Jessica Long auf mich zu. Ihr langes Haar flatterte und umschlang ihren Kopf wie ein breiter Pinsel.

»Es ist alles okay!« rief ich ihr entgegen.
Sie blieb stehen, lief weiter und betrat auch die Eisfläche des Pools. Sie stürzte, kümmerte sich nicht darum, raffte sich wieder auf und lief weiter.
Jessica warf sich in meine Arme. »Himmel, John, was machst du nur? Was hast du getan?«
»Mich gewehrt.«
»Das habe ich gesehen.«
»Tatsächlich?«
»Ja, vom Fenster aus.«
»Da warst du sicherlich nicht die einzige.« Ich ließ sie los, hob mein Kreuz auf und steckte es weg.
Nur damit konnte ich ihnen beikommen, das wiederum gab mir Hoffnung. Der Kampf war schlimm gewesen. Ich zitterte. An meiner rechten Wange war die Haut durch die peitschende Berührung des Lassos aufgeschürft worden, und einige Blutstropfen hatten sich auf der Wange verteilt.
»John, ich denke, ich habe mich sehr dumm benommen«, sagte sie plötzlich und schüttelte den Kopf.
»Vergiß es.«
»Aber was ist denn hier los, verdammt?«
»Die Hölle«, erwiderte ich. »Nur möchte ich dir das nicht *hier* erzählen, sondern oben in unserem Zimmer.«
»Gut.«
Ich schaute erst gar nicht gegen die erleuchteten Fenster der Rückfront, wo sicherlich zahlreiche Gaffer standen, sich jetzt ärgerten und nach neuen Chancen suchten.
Mein Blick galt dem Himmel.
Er verdüsterte sich zusehends. Das Bild kannte ich von den letzten Tagen her, und doch war es ein anderes als sonst.
Es war kein Mond zu sehen, es leuchtete auch kein Stern. Diese Dunkelheit schlich heran, als wäre sie dabei, den Beginn des Weltuntergangs anzukündigen…

***

Als ich durch die Etagen des Hotels nach unten schritt, umgab mich eine nahezu gespenstische Stille. Alle sonstigen Geräusche schienen eingeschlafen zu sein, denn ich hörte nur das Schleifen meiner Sohlen auf dem Teppich in der Treppenmitte.
Ich war mit Jessica im Zimmer gewesen, hatte mich kurz frisch gemacht, die Kleidung gewechselt und auch auf die Wunde an der Wange ein Pflaster geklebt. Dann hatte ich mir die Beretta und den Dolch eingesteckt und anschließend noch einmal mit Franca Simonis telefoniert. Zuvor war Jessica von mir über Franca und deren Arbeit

informiert worden. Jessica hatte sich etwas verlegen gezeigt und gemurmelt: »Das habe ich ja nicht wissen können.« Dann war für uns beide das leidige Thema erledigt gewesen.

Ich hatte Franca Simonis gesagt, wo ich hingehen wollte. Sie wollte auch an die Bar kommen, und ich würde dort auf sie warten.

In der ersten Etage entdeckte ich zum erstenmal einen Gast. In der von mir am weitesten entfernten Ecke des Flurs verließ er sein Zimmer, schaute nach rechts und mußte einfach erkennen, daß ich an der Treppe stand, direkt vor einem großen Blumenkübel.

Der Mann schaute mich an.

Er tat nichts.

Ich allerdings fragte mich, ob er auch zu den Dienern Henochs gehörte, die auf ihre große Stunde warteten. Er mußte erkannt haben, daß ich nicht zu ihnen zählte, denn er drehte sich um und verschwand wieder in seinem Hotelzimmer.

Typisch für sie, daß sie sich zurückhielten. Nur nicht auffallen, nur kein Aufsehen erregen, denn ihre große Zeit würde erst bei tiefer Dunkelheit kommen.

Ich dachte auch über den Jungen nach. Er hieß Elohim, und seinen Blick hatte ich nicht vergessen können. Er war mir unter die Haut gedrungen, aber auch ich hatte in ihm etwas Besonderes erkannt.

Für mich war er der Tod gewesen, vielleicht übertrieben, doch es war besser so zu denken als anders und ihn als einen zu harmlosen Menschen zu nehmen.

Einen Dr. Sträter hatte ich ebenfalls noch nicht gesehen. Wahrscheinlich würden sie erst kurz vor Beginn der großen Stunde zusammenfinden, und wiederum dachte ich darüber nach, was wohl mit den anderen, den normalen Gästen geschehen war.

Die Lösung bekam ich präsentiert, als ich durch die Schiebetür die Rezeption betrat.

Dahinter stand eine junge Frau, die mit irgendeiner anderen Person telefonierte. Ich hörte, daß sie von einer Schlittenfahrt sprach, die erst spät in der Nacht enden würde. In diese Fahrt eingeschlossen war auch ein Essen. Dabei konnte man sehr gut manipulieren.

Sie waren also unter sich.

Die Frau legte den Hörer auf und schaute mir lächelnd entgegen. »Kann ich Ihnen helfen?«

»Nein, nein, schon gut.«

Ich ging wieder zurück.

Vor mir lag die Halle. Leere Stühle und Sofas. Auch vom Personal sah ich keinen. Das Hotel schien zum Schweigen verurteilt zu sein. Ich schritt auf die Halbkugel zu, die sich wie ein gläsernes Geschwür von der Außenwand des Hotels her zur Rückseite hin drückte.

Vor der Scheibe blieb ich stehen.

Es war eine wunderschöne Aussicht. Man sah die fernen Berge, die als düsteres Gemälde wie auf einer gewaltigen Leinwand zu sehen waren.

Das Eis und der Schnee der Berge schimmerten in einem intensiven Blau. Zahlreiche Farben, eben in diesen Tönen gehalten, bildete ein klares Muster, das noch das letzte Licht der Sonne eingefangen zu haben schien, um es für die Nacht zu konservieren.

Natürlich brannten die Lichter im Ort. Auch an den Hängen der Berge blitzten sie an manchen Stellen auf wie funkelnde Diamanten, doch der Himmel war ohne Sterne. Nach wie vor sah er aus wie ein gewaltiges, dunkles Tuch, das auch dem Mond keine Chance gab, sich zu zeigen.

Leise Musik drang an meine Ohren. Eine weiche Musical-Melodie von Cole Porter, die typische Barmusik, und genau aus dieser Richtung hörte ich auch den Klang.

Ich drehte mich um.

Es gab den Durchgang zur Bar, und der war offen. Vorhin hatte ich nicht hineingeschaut, jetzt tat ich es, konnte sie sehr gut überblicken und sah an der Theke eine einsame Frau sitzen.

Es war nicht Franca, mit der ich mich dort verabredet hatte, sondern eine andere Person.

Die Frau, die ich zusammen mit Elohim im Bereich des Eingangs gesehen hatte. Eine Person mit wallenden Haaren, die mich ebenfalls schon gesehen hatte. Irrte ich mich oder huschte tatsächlich ein leicht spöttisches Lächeln über ihre Lippen.

Ich sah es als eine Einladung an, zudem war ich mit Franca Simonis in der Bar verabredet. Von der Bar aus konnte man normalerweise durch die Fenster der Rückseite die Eisfläche sehen. Nur hatte man an diesem Abend die Rollos vor die Scheiben gezogen.

Es war wirklich eine prächtige und außergewöhnliche Bar. Sehr neu noch, und es war an nichts gespart worden. Die Mischung aus blaugrauem Sälügen-Marmor und edlem Holz war eine perfekte Synthese eingegangen. Die Sitzgelegenheiten bestanden aus ebenfalls blau eingefärbtem Leder. Die Bar setzte sich aus zwei schmalen und einer langen Seite zusammen. Hinter ihr stand der Keeper, ein sehr großer, blonder, junger Mann, der mit holländischem Akzent sprach. Ich merkte es, als er mich begrüßte.

Um die Frau, die zwei Hocker entfernt links von mir saß, kümmerte ich mich nicht, konnte sie jedoch in einem der Spiegel beobachten.

Sie schaute mich an.

Ihr hellbraunes Haar fiel lang bis zu den Schultern. Mir kam die Frisur irgendwie unmodern vor, ebenso wie die Kleidung, die auch nicht zu einem abendlichen Barbesuch paßte. Die Frau trug eine dunkle Steghose, einen blauen Pullover und hatte über einen leeren

Hocker ihre schwarze Jacke gelegt.

Das Gesicht war etwas breit, ebenso wie der Mund, auch die Augen standen ziemlich weit voneinander entfernt. Die Farbe der Augen war für mich nicht gut zu erkennen. Jedenfalls waren sie hell, passend zum Haar.

»Was möchten Sie trinken?«

Ich entschied mich für Bitter Lemon.

»Gern.«

Die Frau trank Orangensaft. Sie hatte auf dem Hocker zwar eine lässige Haltung eingenommen, die wiederum nahm ich ihr nicht ab. Ich spürte etwas von der inneren Spannung, die sie umklammert hielt, und ich stand auch unter Kontrolle.

Ich mußte davon ausgehen, daß sie über mich Bescheid wußte, gab mich lässig, zündete mir eine Zigarette an und blies den Rauch gegen die Theke. Die Ellbogen hatte ich auf den hölzernen Handlauf gestützt, der in seiner Mitte eine breite Rille zeigte.

Der Keeper füllte mein Glas. Ich schaute ihm dabei zu und sah wie die Bläschen hochstiegen, bevor sie zerplatzten. Ich selbst hoffte nicht, wie eine dieser Blasen zu reagieren.

»Bitte sehr, der Herr.«

»Danke.«

Die Musik hatte gewechselt. Geigen intonierten ein Medley aus dem Musical Anatevka.

Ich trank.

»Wohl bekomm's!«

Auf dieses Ansprechen hatte ich gewartet, drehte den Kopf nach links und nickte der Person zu.

»Danke.«

»Sie sind noch nicht lange hier, wie?«

»Nein. Heute angekommen.« Ich lächelte sie an. »Aber das haben Sie ja gesehen, als wir uns in der Vorhalle trafen.«

»Ja, wir kamen auch an.«

»Ist der Junge Ihr Sohn?«

»So ungefähr.«

»Ein netter Junge.«

Die Frau nickte. »In der Tat. Nicht nur nett, auch sehr intelligent und aufgeweckt.«

»Sie kommen aus Deutschland?« fragte ich.

»So ist es. Aber Sie scheinen Engländer zu sein.«

»In der Tat.«

Wir trieben keine übliche Barkonversation. Es hörte sich zwar locker an, aber das Lauern hinter jedem Satz, hinter jedem Wort blieb uns beiden nicht verborgen. Wir wußten, was wir voneinander zu halten hatten, denn Freunde waren wir nicht gerade.

Ich rauchte und wartete darauf, daß diese Person zwei Hocker von mir entfernt die Initiative ergriff.

Irgendwann mußte sie auch aus ihrer Haut, denn neben ihr saß ein Feind. Ich glaubte nicht, daß sie aus Spaß hier saß. Sie schien auf mich gewartet zu haben, und sicherlich hatte sie Bergmanns Ende mitbekommen oder zumindest davon gehört. Ich wartete darauf, daß sie mich ansprach.

Das Thema ließ sie außen vor. Statt dessen wollte sie über das Wetter reden, was mich einigermaßen enttäuschte, denn etwas mehr hätte ich ihr schon zugetraut.

»Ja, es soll sich noch halten, wie ich hörte.«

»Gut für die Skifahrer.«

Ich trank langsam und genoß es, wie die Bläschen in meinem Mund zerplatzten. Dann steuerte ich behutsam ein anderes Thema an, obwohl ich beim Wetter blieb. »Vorhin betrachtete ich den Himmel. Mir fiel auf, daß er sehr dunkel ist. Ich sah weder einen Mond noch die Sterne. Da ich die Gegend hier kenne, habe ich das Gefühl, als hätte sich an diesem Abend etwas verändert.«

»Ach ja?«

»Doch, Frau…«

»Nennen Sie mich Dagmar.«

»Wunderbar, ich heiße John.« Wir waren so falschfreundlich zueinander, wie es nur eben ging.

»Was hat sich denn verändert, John?«

»Nun ja, ich vermißte die Gestirne. Sie hätten zu sehen sein müssen, aber sie waren es nicht.«

»Das stimmt.«

»Und das ist sicherlich nicht normal.«

Dagmar wiegte den Kopf. »Man kann es so sehen wie Sie, man muß es aber nicht.«

»Das verstehe ich nicht.«

Die Frau schaute und lächelte mich an, als wüßte sie genau Bescheid, aber sie trieb das Spiel weiter.

»Diese Dunkelheit kann auch ein Zeichen sein.«

»Wie ungewöhnlich.«

»Wollen Sie Näheres wissen?«

»Es wäre nicht schlecht.«

»Lieben Sie denn die Finsternis?«

»Das kommt darauf an.«

»Sie ist das Zeichen für eine Wende, John.«

»Aha. Klar, daß Sie als Deutsche gern von einer Wende reden, ich jedoch kann damit nichts anfangen.«

Dagmar hob ihr Glas, trank genießerisch einen Schluck Saft und meinte dann: »Ich glaube Ihnen nicht.«

»Das ist Ihr Problem. Ich frage mich nur, wie Sie dazu kommen. So gut kennen Sie mich nicht.«

»Gefühl?«

»Nein.«

»Sie haben recht.« Dagmar rutschte vom Hocker und blieb für einen Moment nachdenklich vor der Bar stehen, eine Hand auf die Lederfläche des Hockers gelegt. Mit der anderen strich sie ihr Haar zurück, schaute mich an und sah aus, als wäre sie dabei, über ein Problem nachzudenken. »Nun, John, ich habe meine festen Regeln und Ansichten. Sie werden diese ebenfalls haben, und ich komme mir vor, als wären wir zwei Katzen, die sich gegenseitig belauern und darauf warten, daß die eine den Anfang macht und angreift.«

»Wenn das Ihre Meinung ist - bitte.«

»Darf ich Ihnen etwas zeigen?«

»Gern, falls es nicht zu lange dauert.«

»Auf keinen Fall, John. Sie werden es sehen können, wenn Sie hier durch eines der Fenster schauen. Nehmen wir direkt das erste hier, das ist am besten!«

»Ich kann Sie nicht daran hindern.«

Dagmar drehte mir den Rücken zu und kümmerte sich um das Fenster. Sie brauchte nur das Rollo hochzuziehen, ein Kinderspiel.

Ich hielt nach dem Keeper Ausschau. Der war nicht zu sehen und hatte seine Bar verlassen.

Das Rollo war oben!

Dagmar hatte sich zu mir umgedreht und winkte mit der linken Hand. »Kommen Sie zu mir, John bitte.«

Ich tat ihr den Gefallen.

Sie trat zur Seite, um mir Platz zu schaffen. Als ich an ihr vorbeiging, sah ich das Gesicht aus der Nähe. Der breite Mund hatte sich zu einem kantigen Lächeln verzogen, in den Augen lag eine Mischung aus Wachsamkeit und Hinterlist.

»Schauen Sie, John!«

»Natürlich.«

Das Fenster bot uns beiden Platz. Auch Dagmar schaute hinaus. Ich hörte neben mir ihren heftigen Atem. Sie war angespannt, stand unter Druck, und gleichzeitig strahlte sie ein Gefühl der Sicherheit aus.

Ich blickte gegen die Berge.

Sie hatten sich nicht verändert, standen noch immer da wie für die Ewigkeit geschaffen. Ihre Spitzen, Grate, Sättel und Einkerbungen bildeten ein Muster, an dem sich täglich so viele Menschen begeistern konnten. Sie waren erfüllt von tiefblauen Schatten, und auch der Himmel über ihnen zeigte kein Gestirn. Er wirkte so drohend, als könnte er jeden Augenblick herabstürzen.

Die Landschaft gefiel mir nicht mehr…

Sie war so anders geworden, drohend, als wäre eine andere Zeit angebrochen.

»Nun?« flüsterte die Frau neben mir.

Ich nickte. »Es sieht schon außergewöhnlich aus.« Mehr sagte ich nicht. Mein Blickwinkel hatte sich inzwischen verändert, ich schaute zu Boden und damit auch auf den zugefrorenen Pool. Die Eisfläche zeigte einen bläulichen Glanz, der auf mich irgendwo abstoßend wirkte. In der Dunkelheit bildete die Natureisbahn eine Insel, die allein für sich stand und bald eine sehr große Rolle spielen würde, wie ich wußte.

Hatte mich die Frau darauf aufmerksam machen wollen?

Ich glaubte es nicht und hörte schon bald ihre weiteren Anordnungen. »Schauen Sie tiefer, John. Schauen Sie nach oben, dort werden Sie etwas entdecken.«

»Und was?«

»Konzentrieren Sie sich.«

Das tat ich auch. Dabei ließ ich die Spitzen der Berge aus dem Blick, mich interessierten mehr die Hänge, die ebenfalls von einer dicken Schneeschicht bedeckt waren. Auch von ihr strahlte ein leicht bläuliches Schimmern ab.

Was war da so anders?

Ich blickte noch einmal hin, tastete alles ab, hörte neben mir das leise Lachen genau in dem Augenblick, als auch ich die Veränderung am Hang entdeckte.

Dort malten sich zwei böse blickende Augen ab!

***

Das war unwahrscheinlich, unglaublich, rational nicht zu erklären. Zwei große Augen, die sich in der Schneeschicht abzeichneten und nur deshalb so gut zu sehen waren, weil sie eben dunkel waren.

Gleichzeitig auch weiß, denn die Dunkelheit setzte sich ausschließlich in den runden, kalten Pupillen fest. Da sah sie aus wie graue Kohle und schien trotzdem Licht eingefangen zu haben, denn ich sah in ihnen kleine, weiße Punkte, als würde darin eine Lampe brennen.

»Nun…?«

»Okay«, sagte ich, »da sind zwei Augen. Entweder leide ich an Halluzinationen, oder sie sind tatsächlich vorhanden. Es gibt nur diese beiden Alternativen.«

»Eben.«

»Und was bedeutet das?«

»Daß unsere Zeit angebrochen ist. Die Stunden der Finsternis sind da. Daß Sie keine Chance haben, auch wenn Sie sich noch so bemühen, John Sinclair.«

Daß sie meinen Namen voll ausgesprochen hatte, ließ darauf schließen, wie gut sie bereits über mich informiert war, doch ich ging darauf nicht näher ein.

»Sind Sie jemand, der mir eine Offenbarung verkünden will?«

»Es ist *die* Offenbarung.«

»Wer? Die Augen?«

»Ja.«

»Gehören sie etwa zu einer Person?«

Dagmar trat zurück. »Es ist die Finsternis, und es ist gleichzeitig auch sein Zeichen. Er hat es gesetzt, um uns klarzumachen, daß wir nun am Beginn der neuen Ära stehen. Die alten Zeiten können Sie vergessen, wir sind angetreten, um neue Zeichen zu setzen.«

Ich warf einen Blick auf das unwahrscheinliche Bild. »Durch die Augen?« fragte ich skeptisch.

»Natürlich.«

»Wem gehören sie? Oder haben Sie es geschafft, daß sich ein Berggeist gezeigt hat?« Ich hatte der Frage einen spöttischen Klang gegeben, was Dagmar überhaupt nicht gefiel.

»Verdammt noch mal, so können Sie nicht reden. Sie mögen sein, wer Sie wollen, aber denken Sie daran, daß es mächtigere Wesen gibt als Sie. Gegen diese Wesen haben Sie keine Chance, die würden Sie zerquetschen.«

»Ja, das glaube ich Ihnen. Nur hat es bisher noch kein Wesen geschafft, so groß die Mühe auch war, die man sich gab. Da habe ich eben großes Glück gehabt.«

»Das kann man laut sagen. Jede Strähne hat auch ihr Ende«, erklärte sie mir. »Sie hätten sich einen anderen Urlaubsort aussuchen sollen. Da Sie es nicht getan haben, werden Sie auch die vollen Konsequenzen tragen, die mit Ihrem Tod enden.«

»Das dachte ich mir.«

»Und dabei bleiben Sie so gelassen?«

»Ja«, ich drehte mich wieder um, den Anblick der Augen jedoch im Gedächtnis behaltend, und ich fragte mich, wem sie eigentlich gehörten. War es Henoch?

Dagmar sah mir an, welche Gedanken in mir arbeiteten, und sie rutschte wieder mit einer gelassenen Bewegung auf ihren Hocker. »Starke Kräfte«, wiederholte sie. »Kräfte, die auch einen Namen haben, die uralt sind, so alt wie die Welt. Ich sage bewußt *wie die Welt* und nicht *wie die Menschheit*.«

»Kräfte, die dem Bösen zugetan sind.«

»Für Sie vielleicht, nicht für mich.«

»Das Böse hat verloren.«

»Es war nur eine erste Niederlage, Sinclair. Eine zweite wird es nicht geben.«

»Soll Luzifer noch einmal antreten?« fragte ich locker und schüttelte beinahe darüber den Kopf, mit welch leichten Worten wir über ein so schwerwiegendes Problem sprachen.

»Luzifer hat damit nichts zu tun!«

»Wie schön.«

Sie drohte mir mit dem Finger. Ich hatte den Eindruck, daß sie sich wie auf einer Bühne vorkam.

»Freuen Sie sich nicht zu früh, es gibt auch andere.«

»Henoch?«

Dagmars Augen strahlten plötzlich. Ich wußte allerdings nicht, ob sich die reine Freude darin widerspiegelte. In ihrer Antwort schwang eine gehörige Portion Ehrfurcht mit. »Ja, John Sinclair, Sie haben recht. Es ist Henoch, der große Führer, der noch über die Erzengel erhoben wurde. Können Sie das begreifen?«

»Sicher. Man hat mir schon so einiges aufgetischt. Ich nehme das sehr locker hin.«

»Dann werden Sie auch locker sterben.«

»Noch lebe ich.«

Sie winkte mit beiden Händen ab. »Die Zeit der Finsternis ist da. Schauen Sie nach draußen, wenn Sie es mir noch immer nicht glauben. Sie sehen keinen einzigen Stern am Himmel. Sie werden keinen Mond entdecken. Das alles hat die Finsternis verborgen. Und dazu gibt es jemand, der in der Lage ist, sie über die Erde zu senken, weil er selbst aus der Finsternis kam, in die er verbannt wurde. Es ist wie ein herrliches, ein unbegreifliches Wunder, Sinclair.«

»Das kann schon sein.«

»Seien Sie nicht so arrogant. Sie besitzen nicht die Spur einer Chance. Sie kommen hier nicht mehr weg. Dieses Hotel oder seine Umgebung werden für Sie zum Grab werden.«

Nach diesen Worten faßte sie ihr Glas und leerte es mit einem Schluck.

Hart stellte sie es wieder zurück, schaute mich noch einmal an, nahm ihre Jacke und ging.

Ich schaute ihr nach und dachte daran, sie mit dem Kreuz anzugreifen, denn ich konnte mir vorstellen, daß auch Dagmar zwei Gesichter hatte und zu den Kreaturen der Finsternis gehörte. Da Bergmann eine gewesen war, lag es eigentlich auf der Hand.

Trotzdem ließ ich sie gehen.

Ich wollte nicht nur sie, auch die anderen, und vor allen Dingen den Jungen. Um ihn drehte sich alles. Er sollte Henoch in sich aufnehmen. Er hieß Elohim, für mich war er kein Gott, sondern ein junger Götze. Und das wollte ich eigentlich verhindern. Wobei ich mich fragte, ob es mir gelingen würde, denn ich stand ziemlich allein, obwohl es da noch eine Franca Simonis gab.

Sie war eben nicht Suko, der mir an allen Ecken fehlte. Dieser Urlaub hatte es wahrhaftig in sich.

Dagmar war verschwunden. Ich trat wieder an das Fenster und schaute hinaus.

Die beiden großen Augen glotzten mich an. Je mehr ich mich auf sie und ihre Pupillen konzentrierte, um so unheimlicher und drohender kamen sie mir vor.

So zeigte sich Henoch!

Ich schüttelte den Kopf, obwohl das wiederum den alten Legenden widersprach. Demzufolge war Henoch der reine Geist und eigentlich nicht sichtbar. Für seine Diener aber tat er wohl alles. Zudem wollte er seine Gestalt wechseln. Ein Junge stand für ihn bereit.

Als ich Schritte hörte, drehte ich mich um. Der Keeper stand wieder hinter der Bar und schaute mich an.

»Ruhig heute, nicht?«

Ich nickte.

Der Mann polierte ein Glas. »Viele Gäste haben sich für die Schlittenfahrt entschlossen. Sie ist wirklich super. Ich kann sie nur jedem empfehlen.«

»Wie lange dauert denn eine solche Fahrt?« fragte ich.

Er hob die Schultern. »Das ist unterschiedlich. Manchmal kehren die Gäste erst gegen Mitternacht zurück und sind entsprechend lustig, denn zu trinken gibt es auch.«

»Kann ich mir denken.«

»Möchten Sie noch ein Glas?« fragte er mich.

»Nein, danke, noch nicht.«

»Gut.«

Der Mann verschwand wieder durch eine schmale Tür an der Rückseite der Bar.

Ich blieb allein zurück.

Nein, nicht ganz allein, denn ich hörte die Musik. Außerdem wartete ich noch immer auf Franca Simonis. Sie hatte mir versprochen, hier zu erscheinen. Die Zeit war überreif, sie hätte längst bei mir sein müssen. Als ich daran dachte, rann es kalt über meinen Rücken. Ich befand mich in einer Zwickmühle. Zunächst wollte ich nichts von dem verpassen, was sich hier bald ereignen würde, zum anderen aber machte ich mir wegen Francas Verspätung Sorgen. Sie war eigentlich nicht der Mensch, der so etwas nicht einhielt.

Ich bewegte mich auf das Telefon zu. Es stand an der linken Ecke der Bar. Ich wußte, daß Francas Zimmer die Nummer 412 hatte.

Ich rief sie an.

Der Ruf kam durch, nur erschien niemand, um abzuheben. Das Tuten schmerzte in meinen Ohren.

Nach dem fünften Läuten hatte ich mich entschlossen, bei ihr

nachzuschauen.
Sie war jetzt wichtiger als die Kreaturen der Finsternis.
Ich legte den Hörer wieder zurück, rutschte vom Hocker und sah einen sich bewegenden Schatten.
Es war der Barmann. Nur ging er so leise, daß er nicht zu hören war.
»Schreiben Sie das Getränk auf die Rechnung«, bat ich ihn.
»Sie wollen gehen?«
»Ja.«
»Schade.«
Die Bemerkung gefiel mir nicht und machte mich stutzig. Ich schaute ihn für einen Moment an und war irritiert, als mein Blick dem seinen begegnete.
Die Augen waren so kalt geworden.
Ein Feind!
Er hob plötzlich seinen Arm, den er bisher auf dem Rücken verborgen gehalten hatte. Ich sah etwas blitzen, und einen Moment später raste der Arm wieder nach unten.
In seiner Hand hielt er einen Eispickel.
Daß er mich nicht erwischte, war reines Glück. Er hätte mir den Arm gern auf den Handlauf genagelt, ich war einfach zu schnell. So hieb die Spitze des Eispickels in das helle Holz und hinterließ dort eine tiefe Schramme.
Der Barmann fluchte. Er riß seine Waffe wieder zurück. Da hatte ich ihn bereits gepackt. Meine Hände erwischten den Kragen seiner schwarzen Jacke. Ich war unwahrscheinlich wütend, und diese Wut gab mir die nötige Kraft. Ich zerrte den Mann hoch und schleuderte ihn über die Bar hinweg.
Daß dabei einige Gläser zu Bruch gingen, störte mich nicht. Er fegte auch zwei Schalen mit Nüssen von der Platte, Aschenbecher ebenfalls, dann landete er hart auf der Tanzfläche, wo er sich überschlug.
Der Mann kreischte schrill.
Es war ein kaum noch menschlicher Laut. Dieses Kreischen erinnerte mich an die Schreie eines Dämons, und als er wieder aufsprang, da hielt er nicht nur seinen Eispickel fest, er hatte sich auch verändert, denn er zeigte mir sein zweites oder sein wahres Gesicht.
Der Barmann war eine Kreatur der Finsternis!
Eine gelblich schimmernde, breitmaulige Fratze zeichnete sich hinter der normalen Haut ab. Das Maul bot Platz für zwei Zungen, die wie dünne, zuckende Peitschen aus den verschiedenen Mundwinkeln hervorwischten.
Er griff an.
Wie ein Berserker stürmte er auf mich zu, schwang seinen rechten Arm und wollte mich unbedingt mit seinem verdammten Eispickel erwischen.

Ich trat gegen sein Gesicht.
Er fiel wieder zurück.
Als er aufstand, quoll aus seinem normalen Mund grünlicher Schleim. Ich wollte nicht auf ihn schießen, sondern huschte zur Seite und schnappte mir einen der schweren Sessel, den ich so hinschob, daß er seinen Platz zwischen mir und dem anderen fand.
Er zeigte wohl Spuren meiner Treffer, aber sie taten ihm nichts. Er war noch immer in Form.
Bis er mein Kreuz sah.
Ich hielt es ihm in dem Augenblick entgegen, als er seinen rechten Arm erhoben hatte und es aussah, als wollte er mir den Eispickel gegen den Kopf schleudern.
Der Barmann erstarrte.
Er tat in den nächsten Sekunden gar nichts. Wahrscheinlich mußte er sich fangen, aber das würde ihm nicht gelingen, denn die Kraft meines Kreuzes lähmte ihn.
Ich vertraute auch voll darauf, als ich den Sessel zur Seite schob und auf ihn zuging.
Der Mann tat nichts.
Er konnte nichts tun.
Sein normales Gesicht bewegte sich nicht. Da sah die Haut aus wie straffgezogen.
Aber die Fratze dahinter, dieses widerliche Urgewächs, das empfand den Schrecken als Symbol.
Es löste sich nicht auf. Nur die Erstarrung blieb, und ich preßte mein Kreuz gegen das widerliche Gesicht. Darunter spürte ich die normale Haut, doch das Zischen drang von innen.
Der Schädel ruckte zurück. Das Zischen, mit dem sich das Fratzengesicht auflöste, wurde von einem röchelnden Schrei untermalt. Es war der lange Laut des Todes, der den Mann auf seiner Reise in die endgültige Schwärze begleitete.
Vor meinen Füßen sackte er zusammen. Dampf umwölkte seinen Kopf. In der feinen Bar hatte der Tod Einzug gehalten. Für mich war es erst der Beginn, Es würde weitergehen, die Finsternis würde die Gedanken der Menschen einlullen, möglicherweise aller Bewohner in Pontresina, und nur die freilassen, die zu ihnen gehörten.
Ich drehte mich um.
Die Bar war leer.
Die Musik spielte noch. Schwermütige Zigeunerweisen, die von der Sehnsucht nach der Pußta erzählten. Irgendwie paßten sie zu der Stimmung des Todes.
Die Augen waren da, die Zeit war reif.
Jetzt galt nur noch ein Wort. Finsternis!
Ich schluckte den bitteren Geschmack hinunter und hörte plötzlich

flüsternde Stimmen und Schritte.
Sie waren da, sie hatten sich in der Halle versammelt, das erkannte ich mit einem schnellen Blick.
Dann wandte ich mich in die andere Richtung, wo der Gang die Halle und die Bar passierten.
Das Licht leuchtete ihn sehr gedämpft aus, es war allerdings so hell, um nichts zu verschleiern.
Soeben hatte der Fahrstuhl angehalten. Die Tür schwang auf, und ich sah, wie die Hauptakteure die Kabine verließen…

***

Franca Simonis saß auf dem Bett und hatte die Hände vor ihr Gesicht geschlagen. Obwohl sie zu den Agenten der Weißen Macht gehörte, konnte sie es nicht fassen, was in den letzten Sekunden abgelaufen war. So stark und intensiv hatte sie die Gefahr beim besten Willen nicht eingeschätzt.
Sie mußte auch zugeben, daß sie ohne John Sinclair wahrscheinlich nicht mehr am Leben gewesen wäre.
Sie war umzingelt, eingekreist. Das Böse hatte tatsächlich die Oberhand gewonnen.
Sicher, die Weiße Macht hatte Bescheid gewußt. Doch es waren zu wenige Informationen geflossen. Selbst die Späher hatten nicht genau herausfinden können, wie mächtig die andere Seite letztendlich war.
Das machte ihr Angst.
Nichts gegen John Sinclair, nichts gegen seine wirklich außergewöhnlichen Erfolge, hier jedoch stand er auf verlorenem Posten. Es würde ihm nicht gelingen, gegen die uralten Kräfte des Bösen so anzukämpfen, daß er sie auch besiegen konnte. Und wahrscheinlich würde er dabei sein Leben verlieren, und meine Chancen stehen auch schlecht, fügte sie noch in Gedanken hinzu.
Franca Simonis war gut ausgebildet worden. In der Theorie ebenso wie in der Praxis. Was nun auf sie zugekommen war, überstieg alles, was man sie hatte lehren können.
Ihre Hände sanken nach unten. Dennoch war ihr Blick nicht frei. Ein Vorhang aus Wasser verschleierte ihn. Sie schaute gegen die Wand des Zimmers, was ihr auch nicht gefiel, denn sie dachte wieder daran, daß das eigentliche Ereignis woanders stattfinden würde. Draußen, hinter dem Hotel, auf der Eisfläche.
Franca erhob sich.
Irgendeine nicht erklärbare Kraft trieb sie auf das Fenster zu. Sie verspürte einfach den Drang, dorthin zu müssen. Kälte durchfloß ihren Körper. Es war die Kühle einer schrecklichen Vorahnung, und Franca verband sie mit dem Begriff Tod.
Man hatte sie während ihrer Ausbildung auch auf den Tod

vorbereitet, der sie immer mal treffen konnte. Die Angst vor diesem Ereignis hatte man ihr trotz psychologischer Schulung einfach nicht nehmen können.

War es bald soweit?

Ihr Magen krampfte sich zusammen. Sie spürte Schmerzen, so daß sie auf die an ihrem verbrühten Fuß nicht dachte. Völlig normal bewegte sich die Frau durch das Zimmer.

Sie hatte sich gekämmt, etwas geschminkt und lachte jetzt über diese Eitelkeit.

Als ob das dem Tod nicht egal wäre…

Vor dem Fenster stoppte sie ihren Schritt. Die Vorhänge waren beinahe zusammengezogen worden, und sie mußte sie erst auseinanderzerren, um freie Sicht zu haben.

Vor ihr glänzten die Berge.

Eine herrliche, eine mächtige Kulisse, wie von einem Riesen dahingestellt. Franca hatte sie oft genug bewundert, sie mochte die Gegend hier im oberen Engadin. Sie kannte die Landschaft bei Tag und auch bei Nacht, aber nie zuvor hatte sie eine derartige Nacht erlebt wie zu dieser Minute.

Franca erschrak zutiefst, denn als sie gegen den Himmel blickte, entdeckte sie keinen Stern. Dabei war es ein klarer Tag gewesen, es hätte einen herrlichen Nachthimmel geben müssen, doch das war nicht der Fall. Dieser Himmel wurde von einer tiefen Schwärze eingenommen, so dicht wie Tinte und so furchtbar bedrückend.

Bis auf die Augen!

Franca sah sie an den Hängen schimmern, und sie erschrak so sehr, daß sie ihre Hand hob und den Ballen gegen den Mund preßte. So erstickte ihr Schrei in einem Gurgeln.

Angst durchpeitschte sie.

Dieses Augenpaar war so furchtbar, daß sie nur den Kopf darüber schütteln konnte.

Der Blick zeigte das kalte Grauen, und er zeigte gleichzeitig ein Versprechen, das nur in den Tod hineinführen konnte.

Ins endgültige Aus!

Sie holte tief Luft. Sie wischte über ihre Augen, aber das Bild blieb. Es war einfach nicht zu vertreiben gewesen, und die Angst vor ihrer eigenen Zukunft bohrte sich noch tiefer in den Leib und auch in ihre Seele hinein.

Die Zeit war reif. Die Finsternis hatte die Sonne verdeckt. Das Böse war aus unauslotbaren Gruften hervor in die Höhe gestiegen und hielt alles überschattet.

Franca krümmte sich, weil sie den Anblick nicht länger ertragen konnte. Stöhnend atmete sie ein und drehte sich dann vom Fenster weg. Ihr fiel ein, daß John Sinclair auf sie unten in der Bar wartete

und sich ihretwegen bestimmt schon Sorgen machte.
Sie wollte zu ihm.
Er konnte ihr zwar nicht den perfekten Schutz bieten, jedoch eine gewisse Sicherheit, und sie hoffte, daß die eigenen Todesahnungen in seiner Nähe verschwanden.
Bestimmt hatte John die Augen ebenfalls gesehen und sich gefragt, was sie zu bedeuten hatten.
Franca war zu durcheinander, um eine Erklärung zu finden, sie ging allerdings davon aus, daß es mit dem Urengel Henoch zusammenhing.
Die Furcht drängte sie voran. In ihrem Zimmer fühlte sie sich nicht mehr sicher. Obwohl das Licht brannte, hatte sie das Gefühl, von gefährlichen Schatten umrahmt zu sein, die sich ständig bewegten und immer wieder nach ihr griffen.
Sie erreichte die Tür und lehnte sich dagegen. Ihr Atem und ihr Herzschlag mußten sich erst beruhigen. Was ist nur los mit mir? fragte sie sich. Himmel, ich darf mich doch nicht selbst irre machen.
Ich muß cool bleiben, ganz cool. Was würde John Sinclair für einen Eindruck von ihr bekommen, wenn sie bei ihm wie eine ängstliche Gans erschien. Sie hatte ihn schließlich erkannt und auf die Spur gebracht. Mit einer derartigen Wende des Schicksals hätte Franca nie gerechnet. Sie mußte dankbar sein, anstatt Angst zu haben.
Allmählich gelang es ihr, sich wieder aufzubauen. Sie pustete eine Haarsträhne aus ihrer Stirn und schauderte trotzdem zusammen, als sie das kühle Metall der Klinke auf ihrer schweißfeuchten Hand spürte, denn es erinnerte sie wieder an die grausame Kälte in dem Augenpaar am Berghang.
Franca hatte sich vorgenommen, sich sehr leise zu bewegen. Sie wollte zunächst weder gesehen noch gehört werden, sondern den Moment der Überraschung nutzen.
Franca Simonis atmete auf, als sie in den Gang horchte und zunächst nichts vernahm.
Eine bedrückende Stille lag zwischen den Wänden. Ihr schien es, als hätte die Zeit den Atem angehalten, um sich ebenfalls auf die Finsternis vorzubereiten.
Sie hatte sich vorgenommen, die Treppen hinabzugehen, aber sie setzte ihn nicht in die Tat um.
Sie hatte etwas gehört!
Ein typisches Geräusch, das entsteht, wenn eine Tür geöffnet wird, die man leise aufdrücken will.
Sie schaute nach links.
Nicht nur eine Tür war geöffnet worden. Zumindest drei oder vier, und aus diesen Räumen traten auch die Gäste.
Nein, Franca wollte nicht daran glauben, daß es normale Hotelgäste waren. Sie gehörten zu dieser Organisation, die nur eines im Sinn

hatte, Henoch zu dienen.

Sie bewegten sich entsprechend vorsichtig und trotzdem sehr sicher. Ihre Schritte wurden von dem dicken Teppich verschluckt. Im dämmrigen Flurlicht hatten die Gestalten etwas Unheimliches bekommen. Das mochte auch an ihrer düsteren Kleidung liegen, die sie alle trugen. Darin wirkten sie wie uniformiert.

Franca Simonis wußte, daß sie den Zeitpunkt verpaßt hatte. Da sie nicht zu der Gruppe gehörte, blieb ihr nichts anderes übrig, als sich wieder zurückzuziehen und so lange zu warten, bis sie verschwunden waren oder hinter dem Hotel erschienen.

Schwer atmend lehnte sich die Frau gegen die Wand. Ihr Herzschlag glich einem leichten Trommeln. Sie spürte einen Druck im Kopf, und sie dachte daran, daß John so schnell nicht mehr für sie erreichbar sein würde. Ob sie an der Bar anrief?

Nein, er war bestimmt nicht mehr da, denn auch er mußte sich auf die neue Lage einstellen.

Mit schweren Schritten verließ Franca den Flur und betrat ihr Zimmer, wobei der Blick direkt gegen das Fenster fiel. Hinter dessen Scheibe hätte eigentlich die sehr finstere Nacht liegen müssen. Das stimmte auch so, aber sie hatte sich verändert, sie war längst nicht mehr so finster wie noch vor Minuten.

Da hatte sich etwas getan…

Franca war verunsichert, weil sie eben von- dem Licht wußte, dessen Widerschein sogar hoch bis zur dunklen Fensterscheibe reichte und dort ein sehr blasses, sich bewegendes Muster hinterließ.

Als wären dünne Pinsel dabei, die Scheibe zu bestreichen. Doch das war es nicht.

Dahinter tat sich etwas.

Da hatte sich einiges verändert.

Francas Knie zitterten, als sie die Richtung beibehielt. Ihr war klar, daß es bereits eine sehr intensive Veränderung gegeben hatte. Die Finsternis war geblieben, doch sie hatte an Dichte verloren.

Mit einer gewissen Scheu trat sie vor das Fenster, holte noch einmal tief Atem, dann schaute sie hinaus.

Im nächsten Augenblick wußte sie, woher der Schein kam.

Er war das Licht der Fackeln, die unten an den vier Ecken der Eisfläche standen und ihr rotgelbes Licht ausstrahlten. Man hatte jeweils zwei Fackeln zusammengestellt, dessen Flammen sich trafen und einen feurigen Ball bildeten.

Noch war niemand eingetroffen. Aber das Licht sagte ihr genug.

Es war düster, es war drohend, es kündigte den Tod an.

Franca Simonis fror plötzlich…

***

Ich hatte einen sehr günstigen Platz gefunden, denn ich stand hinter einer Ecke, um die ich herumschauen konnte, um den Fahrstuhl im Blickfeld zu haben.

Diejenigen Menschen, die die Treppe genommen hatten, wandten mir den Rücken zu, denn sie alle schauten nur auf die Hauptbeteiligten. Daß in der Bar einer der ihren gestorben war, das hatten sie nicht mitbekommen, wenn doch, dann kümmerten sie sich darum nicht.

Gedämpfter Beifall empfing diejenigen, denen das Hauptinteresse galt und auf die es ankam.

Zuerst verließ ein Mann im Rollstuhl den Lift. Das mußte dieser Dr. Sträter sein. Er hockte gebeugt in seinem Gefährt und sah so aus, als würde er jeden Augenblick hinauskippen.

Er trug einen braunen Anzug, war vom Alter her ein Greis, hatte ein bleiches Gesicht mit dünner Haut und dazu gichtgekrümmte Hände, mit denen er die Lehnen umklammerte.

Sein Mund stand offen. Immer wenn er ausatmete, drangen röchelnde Laute hervor. Auf mich wirkte er wie ein Todkranker, der nur mehr künstlich am Leben erhalten wird.

Geschoben wurde der Stuhl von einem Mann, bei dem sofort das ziemlich lange Blondhaar auffiel.

So hatte der Pianist Richard Clydermann früher seine Haare getragen. Der Mann trug einen grauen Zweireiher. Sein Gesicht hatte einen sehr weibischweichen Ausdruck, aber die Augen eine schon brutale Härte.

Erst als Dr. Sträter und er die Kabine verlassen hatten, konnte ich mich auf die anderen konzentrieren.

Es waren Dagmar und Elohim!

Wie hätte es auch anders sein können. Der Junge hatte sich völlig in seinen blauen Mantel oder Umhang gehüllt. Die Hände der Frau lagen auf seinen schmalen Schultern. Es sah so aus, als wollte Dagmar ihn vorschieben.

Irgendwie paßte das Bild. Sie war schließlich seine Aufpasserin, seine Gouvernante.

Allein diese Haltung machte mir klar, wie sehr sie auf den Jungen achten würde, daß ihm kein Leid geschah. Bevor ihm etwas passierte, würde sie lieber sterben.

Ein phantastisches Weib!

Ich griff noch nicht ein. Es hätte keinen Sinn gehabt. Wenn ich etwas tat, mußte ich wirklich einen günstigen Augenblick abwarten und dann zuschlagen.

Das klappte nur mit dem Kreuz. Darauf setzte ich meine Hoffnungen und besonders auf die Erzengel, deren Insignien die vier Enden des Kreuzes zierten.

Weder Dagmar noch der Junge sahen mich. Als der Beifall aufklang,

waren beide stehengeblieben, um ihn genießen zu können. Dagmar beugte sich vor und flüsterte Elohim etwas ins Ohr. Der Junge nickte, schaute in die Runde und lächelte dann. Er fühlte sich in seiner Rolle mehr als wohl. Es waren auch einige Erwachsene, die sich vor ihm verbeugten. Zwei Frauen bekamen sogar feuchte Augen, sie rangen die Hände und flüsterten sich zu, daß der Junge schon jetzt so schön war wie ein Engel.

Er lächelte.

Es war ein ungewöhnliches Lächeln. Mir kam es komisch vor. Es war unecht, es wirkte wie eingekerbt, als wäre es nicht normal, sondern anerzogen.

Stand der Junge unter Drogen?

Ich rechnete mit allem und dachte auch daran, daß man mir versprochen hatte, das Herz zu rauben.

Noch besaß ich es…

»Laßt uns bitte durch«, sagte Dagmar. »Wir müssen gehen, denn die Fackeln leuchten bereits.«

»Ist die Zeit da?« fragte jemand.

»Die Finsternis ist gekommen. Und aus ihr heraus wird er uns besuchen, meine Freunde.«

Es waren große Worte, die Dagmar da gesprochen hatte, bevor sie mit Elohim weiterging.

Ich zog mich hinter die Ecke zurück, weil ich von ihr nicht gesehen werden wollte.

Auch die übrigen Gäste drehten sich um. Sie schauten nicht in meine Richtung, für sie waren nur die Rücken der Frau und des Jungen interessant.

Gemessenen Schrittes gingen sie hinter den beiden her, dem großen, für sie hehren Ziel entgegen.

Ich blieb noch stehen.

Obwohl ich körperlich nichts getan hatte, war ich doch in Schweiß gebadet.

Allein die Beobachtung hatte mich innerlich mitgenommen und angestrengt. Das war verdammt hart gewesen, auch wenn noch nichts geschehen war. Mir jedoch hatte allein der Fanatismus gereicht, der diese Menschen wie eine Flamme durchloderte.

Ich ließ sie gehen, ich ließ ihnen Vorsprung. Ich wollte sicher sein, daß nicht noch irgendwelche Nachzügler kamen, die mich sahen und die anderen warnten.

Allmählich leerte sich meine unmittelbare Umgebung. Die Menge war nicht in die große Halle gegangen, sondern an ihr vorbei. Jenseits davon lagen einige der Salons. Dort existierte auch ein Ausgang zur rückwärtigen Seite des Hotels.

Disziplin wurde großgeschrieben. Keiner flüsterte, sie alle waren

stumm und warteten auf die Dinge, die bald kommen würden. Ich dachte an die beiden Frauen.

Franca hatte sich noch nicht blicken lassen. Diese Tatsache beunruhigte mich immer mehr.

Und Jessica?

Ich hatte sie gebeten, im Zimmer zu bleiben und es von innen abzuschließen. Ob sie sich allerdings daran hielt, das wagte, ich zu bezweifeln.

Hinter mir hörte ich ein Hüsteln.

Zur Seite drehen, die Waffe ziehen, diese beiden Bewegungen vereinigten sich zu einer.

Ich entspannte mich wieder, als ich Jessica Long sah. Sie war die Treppe hinabgekommen und hatte sich erschreckt. »Himmel, John, was bist du nervös.«

»Tut mir leid.«

»Ist was passiert?«

»Sicher.«

»Kannst du reden?«

Ich erklärte es ihr in aller Kürze. Danach erkundigte sie sich nach Franca Simonis.

»Sie ist nicht bei mir.«

Jessica schaute sich um, als könnte sie die Person irgendwo in der Nähe entdecken. »Warum nicht da? Sie wollte doch kommen? Oder hat sie es sich anders überlegt?«

»Das glaube ich kaum.«

»Hast du Angst um sie?«

»Ja.«

»Willst du zu ihr?«

»Jetzt nicht mehr. Ich muß erst sehen, was dort draußen auf der Eisfläche abläuft. Das ist wichtiger. Außerdem weiß Franca Bescheid. Sie wird sich zu wehren wissen.«

»Ja, das denke ich auch.«

Mein Blick blieb auf Jessica hängen. »Du hast mir mit deinem Erscheinen keinen Gefallen getan, wie du dir vorstellen kannst.«

»Ich weiß, du willst wieder alles allein machen.«

»So darfst du das nicht sehen. Ich möchte dich nur nicht in Lebensgefahr bringen.«

Jessica schaute mich spöttisch und so an, wie nur eine Frau blicken konnte. »Als wäre es etwas völlig Neues für dich, mich in Gefahr zu bringen, John Sinclair.«

»Nimm das nicht auf die leichte Schulter.«

»Damit hast du recht. Ich werde schon auf mich achtgeben.« In ihren klaren, leicht grünlichen Augen stand plötzlich ein harter Ausdruck, den ich so nicht kannte.

»Gut, Jessica, wegschicken kann ich dich nicht. Halte dich wenigstens zurück.«

Sie nickte. »Versprochen!«

Ich schwieg, weil ich ihr nicht so recht glaubte. Das war von nun an zweitrangig, denn für mich wurde es Zeit, dorthin zu gelangen, wo das Unglaubliche stattfinden sollte…

***

Das Zimmer ist wie ein Sarg!

Franca Simonis erschrak über ihre eigenen Gedanken, und sie schauderte so heftig zusammen, als hätte man sie in einen Eiskübel gestellt. Sie erlebte seltsamerweise in dieser Phase alle Variationen der Furcht. Beginnend bei der Eiseskälte, bis hin zur stärksten Hitze, die in ihrem Körper brannte.

Warum nur?

Es geschah doch nichts. Außer ihr hielt sich niemand im Zimmer auf. Und die anderen »Gäste« hatten ihre Räume ebenfalls verlassen und waren nach unten gegangen.

Lag es vielleicht an den vier Flammen, die sich um die Eisfläche herum verteilten?

Sie schluckte.

Noch einmal schaute sie hin.

Böse Schatten tanzten über das Eis. Sie sahen aus wie Dämonen, die aus dem tiefsten Untergrund der Berge gekommen waren, um ihr unheiliges Spiel zu beginnen.

Ein letzter Blick auf die großen Augen!

Etwas zog sich bei ihr zusammen. Die Augen schienen allein sie anzustarren, um sie mit einer furchtbaren Todesbotschaft zu überschütten.

Bald, bald ist es soweit…

»Nein!« keuchte sie. »Nein, verdammt, ich will nicht sterben. Ich will noch leben! Ich will euer Ende sehen…«

Sie lief vom Fenster weg, gab nicht acht, prallte gegen die Bettkante und stieß sich heftig den Oberschenkel. Das war nichts im Vergleich zu dem, was sie empfand.

Franca lief in das kleine Bad. Sie machte Licht und war froh über die Helligkeit, auch wenn sie in ihren Augen brannte. Sie schaute sich im Spiegel an.

Schrecklich sah sie aus. Ein gehetzter Ausdruck lag auf ihren Zügen, der Blick flackerte, sogar die Lippen zitterten und ihre Finger bewegten sich ebenfalls.

Angst schnürte ihr die Kehle zu. Sie beugte sich vor, schaute in das Waschbecken und glaubte, sich übergeben zu müssen. Wie sehr Angst einen Menschen verändern konnte, erlebte sie an sich selbst am

besten.

Sie mußte weg. Das allein zählte. Das war wichtig. In diesem verdammten Zimmer hielt sie es einfach nicht mehr aus. Es war eine Falle, aus der jeden Moment der Tod strömen konnte.

Abwarten…

Nein, nicht mehr abwarten. Verschwinden, und zwar sofort. Das Unheil durfte nicht gewinnen.

Franca Simonis verließ stolpernd das Bad und ließ das Licht brennen. Automatisch schaute sie wieder zum Fenster. Dahinter tanzte noch immer der schwache Widerschein des Fackellichts.

Sie lief nicht mehr hin, um nach draußen zu schauen, sondern nahm ihre Handtasche, klappte sie auf und entnahm ihr eine automatische Pistole. Die steckte sie in den Gürtel ihrer Hose, und zwar an die rechte Seite ihres Rückens. Wenn es darauf ankam, würde sie die Waffe blitzschnell ziehen können.

Dann schlug sie den Weg zur Tür ein.

Der Teppichboden dämpfte ihre Schritte. Sie war so gut wie nicht zu hören. Ebenso lautlos durchquerte sie den kleinen Flur. An der linken Seite befand sich der begehbare Kleiderschrank. Er war nicht sehr groß. Eine Person konnte sich darin bewegen und sich an- oder auskleiden. Eine quer laufende Kleiderstange war lang genug, um zahlreiche Bügel aufzunehmen, und ein an der Wand befestigtes Brett war als Ablage für das Gepäck vorgesehen.

Im Schrank war es dunkel.

Im Flur ebenfalls, denn Franca brauchte kein Licht, wenn sie ihr Zimmer verließ.

Sie wollte nach der Klinke greifen, als sie mitten in der Bewegung erstarrte.

Sie hatte etwas gehört.

Für sie war es furchtbar. Ein kalter Aal schien sich über ihren Rücken zu winden und die Furcht in ihr hochzutreiben. Er ließ sie innerlich vereisen, und bei jedem Schlag ihres Herzens glaubte sie, daß ein Stück Glas mit knirschenden Geräuschen zerspringen würde.

Was hatte sie gehört?

Oder war es eine Täuschung gewesen?

Franca Simonis stand so unbeweglich wie eine Säule und wartete darauf, daß sich das Geräusch wiederholen würde, falls sie es sich nicht doch eingebildet hatte.

Wenn alles stimmte, war es aus dem begehbaren Kleiderschrank gedrungen. Dies konnte nur bedeuten, daß sich dort jemand hineingeschlichen hatte und versteckt hielt.

Sie bebte innerlich…

Schlimme Gedanken schossen durch ihren Kopf. Franca hielt sich einige Tage im Hotel auf. Da hatten die anderen Gelegenheit gehabt,

sie sehr genau zu beobachten. Sie wußten, wo die Feindin wohnte. Es mußte ihnen dann ein Leichtes gewesen sein, in das Zimmer einzudringen.

Schmerzen durchtobten ihren Magen.

Bitterer Gallengeschmack breitete sich in ihrem Mund aus.

Schwindel erfaßte sie.

Sie hätte eigentlich den Mut finden und sich umdrehen müssen, das aber schaffte sie nicht.

Statt dessen spürte sie einen leichten Luftzug, der über ihre Haare strich und auch den Nacken berührte.

Plötzlich packte ein Arm zu.

Franca war so überrascht, daß sie sich nicht wehren konnte. Der Arm legte sich wie eine dicke Schlange um ihre Hals und war mit seiner würgenden Kraft nahezu unersättlich.

Franca kippte nach hinten, der Arm hielt sie trotzdem fest, und der Druck auf ihre Kehle verstärkte sich. Sie bewegte die Augen, wollte zu den Seiten und auch in die Höhe schielen, um erkennen zu können, wer sie da überfallen hatte.

Sie sah etwas anderes.

Ein Messer mit langer Klinge.

Bevor ihr das richtig zu Bewußtsein kam, senkte sich die Klinge zielsicher in ihre Brust. Franca spürte sie wie ein glühendes Stück Eisen, das überhaupt nicht mehr aufhören wollte zu brennen. Sie kippte zusammen, jemand drehte sie herum, und nun wurde ihr bewußt, daß dieses Messer in ihrer Brust steckte.

All das war jetzt nicht mehr wichtig. In den letzten Sekunden ihres Lebens gelang es Franca, in das Gesicht des Täters zu schauen.

Nein!

Es war nur ein stummer innerlicher Schrei.

Dann breiteten sich die Todesschwingen über sie aus.

Der Täter aber war noch nicht fertig. Er wollte nicht nur den Tod.

Er nahm auch Francas Herz…

ENDE des zweiten Teils